Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 38 [i.e. 41] (1959)
Heft: 33

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek 108
Bern

AZ Winterthur, 21. August 1959
38. Jahrgang Nr. 33

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Verkaufspreis 30 Rp.

Erscheint jeden Freitag

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 14.80 jährlich, Fr. 8.50 halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 17.— pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. — Inseratenschluss am Montagabend

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inseratenannahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheckkonto VIII 16 327 Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58

Ehrenbürgerin von Genf – Bürgermeisterin von Corfou

Von Margrit Gantenbein

Lächelnd sitzt sie an ihrem Arbeitstisch im Rathaus, die Bürgermeisterin, Hut und Handtasche lässig auf dem Pult verstreut, und spricht sehr weiblich, sehr mütterlich, interessiert und interessant. Viele Stunden möchte man so sitzen und dieser Frau zuhören, zuschauen: Ihr Gesicht ist lebhaft; ihre deutsche Sprache ist reizend gebrochen: und alles, was sie sagt, unterstreicht sie mit schönen, schlanken Händen. Madame Desylla wirkt gar nicht wie eine Amtsperson. Und doch ist sie das erste weibliche Stadt-Oberhaupt des 30 000 Einwohner zählenden Corfou: Die erste Frau, welche im modernen Griechenland Bürgermeisterin geworden ist.

Zugleich ist sie eine stolze Mutter und jugendliche Grossmutter, eine charmante Frau und ganz grosse Dame.

Ausserdem ist Frau Desylla eine Capo d'Istria. Von ihrem Gross-Onkel, dem Seigneur Capo d'Istria, welcher der erste Präsident des von ihm neu befreiten, geeinigten, modernen Griechenland war, besitzt sie eine in goldener Dose aufbewahrte Urkunde von Genf, datiert vom 28. Mai 1816, welche den Grafen Capo d'Istria zum Ehrenbürger von Genf und seinen Nachkommen «auf alle Ewigkeit» alle bürgerlichen, politischen, zivilen und Ehren-Rechte von Stadt und Kanton Genf verleiht.

Wie Frau Desylla von ihren Vorfahren und ihren Schweizer Reisen spricht, und davon, was die Schweiz ihr bedeutet, bekommen wir beide ein merkwürdiges Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Denn die Tätigkeit von Capo d'Istria war für die Schweiz, nicht nur für Genf allein, von ausschlaggebender Wichtigkeit: Er ist jener Mann, der den schweizerischen Neutralitäts-Gedanken verstanden und durchgesetzt hat. Ihm verdankt die Schweiz heute noch, dass er in einer welthistorischen Stunde als Abgesandter und Bevollmächtigter des Kaisers von Russland gegen das damals mächtige Oesterreich unsere Neutralität erkämpfte, indem er im eigenen Entschluss und in eigener Verantwortung das entscheidende Dokument unterschrieb.

Hier zu beschreiben, weshalb Capo d'Istria, der griechische Patriot, in russischen Staatsdiensten stand, bevor er Griechenland von der Türkenherrschaft befreien und Staatschef werden konnte, das führte uns zu weit weg von Madame Desylla, der Ur-Ur-Enkelin dieses grossen Mannes.

Aber wie sie so vor mir sitzt, spüre ich: Capo d'Istria hat seiner Nachkommin entschieden etwas von seiner Kunst, mit Menschen umzugehen und Dinge zu verstehen, mitgegeben ...

Was jedoch ganz ihr Ureigenstes ist, und was sie mit ihren klugen, staatsmännischen Eigenschaften so ganz auf ihre Art zu verbinden weiss: das ist ihre mütterliche Güte. Der Haupteindruck, den man von Frau Desylla gewinnt ist deshalb auch, dass sie den Menschen helfen möchte.

Und dieser Eindruck wird draussen, unter den Menschen des Städtchens, aber auch auf dem Lande, in den Bauerndörfern, stets wieder bestätigt. Ueberall kennen sie Frau Desylla: «Wer Hilfe braucht, der geht zur Bürgermeisterin», sagen die Leute. «Wenn sie kann, wird sie keinen ohne Hilfe weggehen lassen.»

«Die eigentliche Aufgabe von Frau Desylla ist ja eigentlich die Fürsorge für unser Städtchen», erklärt mir ein alteingesessener Crofiote, selbst ein Mann aus altem Adelsgeschlecht und ein Verwandter der Bürgermeisterin. «Sie muss in erster Linie sich mit neuen Wasserleitungen und Kanalisationen, mit der Hygiene, dem Schulwesen und den Spitälern abgeben, sollte Bombenschäden beseitigen und ein neues Theater bauen, die Rotkreuzbewegung betreuen und ausserdem noch bei allen Ausstellungen, Festlichkeiten, religiösen Zeremonien und Empfängen dabei sein. Es ist ganz klar: All dies kann kein einziger Mensch bewältigen, besonders dann nicht, wenn andauernd und überall die Geldmittel fehlen, wie bei uns in Griechenland. Unsere Bürgermeisterin tut, was sie kann, und mehr. Doch wo Frau Desylla ganz gross ist und unübertrefflich, das ist in ihrer Menschenliebe und Hilfsbereitschaft, und darin war sie immer gross, nicht nur als Bürgermeisterin. Frau Desylla hat ihr ganzes Leben lang für Corfou gearbeitet, und zwar stets führend. Ihr verdanken die Frauen der Insel so vieles. Denn sie rief die Frauenbewegung auf der Insel ins Leben und ging mit ihren Helferinnen zu den Bäuerinnen aufs Land, um sie in der Kinderpflege, in der Hygiene, ja sogar in bezug auf ihre politischen Rechte und Pflichten zu belehren. Frau Desylla und ihren Helferinnen verdanken zahllose Kinder auf der Insel, dass sie nicht mehr steif in Bändern angebunden auf den Betten liegen müssen, während die Mütter auf dem Felde draussen arbeiten. Sie lehrte die Mütter, wie schlecht es war, Kinder so luftlos und steif anzubinden, und wie man es anders machen könnte.»

«Und Tausende von jungen Mädchen», spricht jetzt die Gattin des korfiotischen Aristokraten weiter, «haben durch Frau Desylla lange bevor sie Bürgermeisterin wurde, den Weg in das moderne Leben gefunden. Als gutsituierte Eltern es ihren Töchtern noch strikte verboten, sich ausserhalb des Hauses zu betätigen, bewegte Frau Desylla Eltern und Töchter dazu, sich in Wohltätigkeits-Organisationen nützlich zu machen. Später gelang es ihr, manche feine Tochter dazu zu bringen, dass sie studieren und einen Beruf ergreifen durften. Die einfacheren Mädchen aber, die es zu Hause nicht mehr aushielten und im Leben draussen wirken wollten, brachte sie in die Spitäler hinein als Pflegerinnen und half auf diese Weise Krankenhäusern sowie auch den jungen Menschen, die einen Beruf ergreifen wollten. Ich arbeitete mit Madame Desylla im Roten Kreuz im Kriege. Ich kenne ihre Arbeitsart. Ich habe gesehen, wie sie ihre Waisenhäuser gründete und organisierte, was sie für Kleinkinderschulen tat und wie viel Zeit und Mühe sie für die Industrie-Schulen opferte, die den Corfioten auf dem Lande Hausindustrien gründen helfen sollten. Tatsächlich gibt es kaum einen Menschen auf der Insel, der Frau Desylla nicht irgend etwas verdankt. Und deshalb wurde sie, als ihr Mann, der Bürgermeister, starb, mit einem grossen Stimmenmehr zur Bürgermeisterin gewählt.»

*

Die Bürgermeisterin besitzt einen wundervollen Landsitz, der früher ihrem Ur-Urgrossonkel, dem Grafen Capo d'Istria, gehörte. Dort empfängt sie die griechische Königsfamilie, mit der sie befreundet ist, und dorthin führt sie alle prominenten Gäste der Insel. Ob Königin Elisabeth kommt oder Truman, eine grosse Künstlerin oder ein berühmter Schriftsteller oder ein Grossindustrieller, immer ist es die Frau Bürgermeisterin, welche sich der Leute annimmt und das Städtchen bei ihnen vertritt. Aus eigener Tasche, — denn die Insel wäre zu arm dazu, — lädt sie die Herrschaften auf ihren Landsitz ein. Dort hatte ich die Freude, Madame Desylla ganz in ihrem Element mit Kindern und Grossonkeln, Dienstboten und in hochherrschaftlicher Umgebung zu sehen.

Wir gingen lange in ihrem Park spazieren. Bei der Statue von Capo d'Istria blieb sie stehen. Und dann sagte sie etwas sehr Schönes:

«Ich glaube, dass es kein Zufall ist, wenn ausgerechnet ein griechischer Kopf der Schweiz seinerzeit geholfen hat, ihre Neutralität durchzusetzen. Capo d'Istria tat dies, weil er als Grieche die Demokratie verstand und liebte und der schweizerische Staat von damals schwebte ihm als Beispiel vor für das neue Griechenland, das er aufbauen wollte. So hat er als Bevollmächtigter des Zaren seine Macht benutzt, die Neutralität der Schweiz gegen das machtvolle Oesterreich zu verteidigen, eine Tat, für die ihm heute die ganze Welt und Griechenland noch ganz besonders dankbar ist.

Denn was wäre heute die Welt ohne die Schweiz: Sie ist ein Vorbild der Nationen geworden. Und ohne die schweizerische Hilfe, welche uns beim leisesten Notruf stets zuteil wird, wie wäre Griechenland dann so viel ärmer dran. Schweizer Hilfe für das durch Kriege und so vielfache Nöte immer wieder zurückgeworfene Griechenland ist schon eine alte Tradition geworden.

Und so wie die Schweiz die Griechenhilfe nie vergisst, so vergessen auch wir nie, wie uns die Schweiz immer wieder geholfen hat.»

Antibiotika in Nahrungsmitteln – eine Entgegnung*

In Nr. 29 des Schweiz. Frauenblattes wendet sich Sr. H. K. gegen die heute allgemein gebräuchliche Verwendung von Antibiotikazusätzen im Futter der Nutztiere. Die Autorin geht dabei von der Voraussetzung aus, dass im Fleisch und in andern, dem menschlichen Konsum dienenden Produkten von Tieren, deren Futter mit Antibiotika angereichert wurde, Spuren dieser Stoffe zurückbleiben, die bei Patienten Bakterienresistenz und allergische Reaktionen auslösen könnten. Diese Befürchtungen erweisen sich auf Grund einer auf Jahre zurückgehenden Erfahrung und auf Grund zahlreicher, exakter Experimente als unbegründet. Die folgenden, sehr kurz gehaltenen Hinweise sollen dazu dienen, den von Sr. H. K. verfassten Artikel richtigzustellen.

Antibiotika sind Stoffwechselprodukte vor allem von Bakterien und Pilzen, die sozusagen überall in der freien Natur vorkommen. In Walderde, in humusreicher Ackererde, im Stalldünger, kurz und gut, überall dort, wo organische Substanz durch Kleinlebewesen abgebaut wird, sind Antibiotika vorhanden. Aber auch in vielen höheren Pflanzen hat man Substanzen mit antibiotischem Effekt gefunden. Zwiebeln und Knoblauch, die in jeder Küche verwendet werden, sind nach Prof. Virtanen, Finnland, besonders stark antibiotisch wirksam. Auch Spitzwegerich — in der Volksmedizin in Form von Tee und Tabletten häufig gegen Erkältungskrankheiten gegeben — enthält nach Prof. Freerksen, Deutschland, bedeutende Mengen Antibiotika. Das gleiche mag bei vielen andern Heilkräutern der Fall sein. Grundsätzlich produziert jedes pflanzliche Wesen antibiotisch wirksame Substanzen, um sich gegen die Konkurrenz oder den direkten Angriff anderer pflanzlicher Organismen, insbesondere feindlicher Bakterien und Pilze zu schützen. So findet man in Karotten einen Stoff, der gegen Schimmelpilze wirksam ist. Grünroggen enthält eine Substanz, die ihn unter der Schneedecke vor der verderblichen Wirkung des Schneeschimmels schützt, und in Kartoffelstauden lässt sich eine Substanz nachweisen, die das Wachstum des Erregers der Kartoffelpest hemmt. So stösst man auf Schritt und Tritt auf antibiotisch wirksame Substanzen. Die bisherigen Forschungsergebnisse lassen erkennen, dass sich das antibiotische Prinzip wie ein roter Faden durch den Ablauf des pflanzenbiologischen Geschehens hinzieht und dass unter natürlichen Bedingungen normales Gedeihen der einzelnen Pflanzenarten ohne dieses Prinzip nicht möglich wäre. Zweifellos haben natürlich vorkommende Antibiotika auch in der Tierwelt eine wichtige, vor allem im Verdauungstrakt zur Geltung kommende Schutzaufgabe zu erfüllen. Mit antibiotisch wirksamen Substanzen steht diese Tierwelt, ob von uns gewollt oder nicht gewollt, ständig in Kontakt. Teilweise werden sie von der den Verdauungsraum bewohnenden Mikroflora gebildet, teilweise werden sie mit dem Futter sowie mit humushaltiger Erde aufgenommen. Dies trifft in erster Linie beim Wild und bei dem im Freien gehaltenen Nutztier zu. Denken wir uns nur an das im Boden wühlende Schwein oder an das auf dem Miststock scharrende Huhn.

Der vor allem in stark industrialisierten Ländern bestehende Zwang, die im Dienste der Nahrungsmittelproduktion stehende Tierhaltung immer mehr zu intensivieren, sowie die Tatsache, dass diese Tierhaltung mit einem immer kleiner werdenden Lebensraum vorliebnehmen muss, sind die Ursache dafür, dass ausschliessliche Stallhaltung, verbunden mit extremer Leistungsfütterung zunehmend an Bedeutung gewinnt. Erfolgreich gestaltet sich dieses extreme Stallregime nur dann, wenn es hygienisch einwandfrei ist. Nur von gesunden Tieren erhalten wir Erzeugnisse, die sowohl quantitativ wie auch qualitativ befriedigen.

Die seit ungefähr einem Jahrzehnt in die Nutztierernährung eingeführte Verwendung von Antibiotikazusätzen bildet einen wertvollen und vielfach bewährten Bestandteil der erwähnten Hygiene. Man darf annehmen, dass diese Zusätze, die in der Regel 5 bis 20 mg je kg lufttrockenes Futter nicht überschreiten, bis zu einem gewissen Grade kompensieren, was das im Freiland lebende Tier punkto Antibiotikaversorgung dem Stalltier gegenüber voraus hat.

Wie steht es mit der von Sr. H. K. geäusserten Befürchtung, es könnten in den Erzeugnissen von Tieren, die im Futter Antibiotikazulagen erhalten, gesundheitsschädliche Antibiotikarestanzen vorkommen? Zahlreiche, mit grosser Gewissenhaftigkeit durchgeführte Untersuchungen der letzten Jahre erlauben die Feststellung, dass diese Gefahr praktisch ohne jegliche Bedeutung ist. Angeführt sei insbesondere die umfassende Untersuchung von Prof. Brüggemann und Mitarbeiter, München, auf Grund welcher die Autoren abschliessend zu folgendem Ergebnis gelangen: «Aus den aufgezählten Befunden kann gefolgert werden, dass durch die übliche Beifütterung von Antibiotika an Geflügel, Schweine und Kälber nach der Schlachtung über das Fleisch und die Organe keine Antibiotika an den Verbraucher gelangen».

Dieses Ergebnis stimmt mit zahlreichen anderen wissenschaftlichen Arbeiten überein. Es kann somit als erwiesen gelten, dass die von Sr. H. K. vorgebrachte Befürchtung unbegründet ist. Selbst, wenn sich im rohen Fleisch von Schlachttieren oder in rohen Eiern ganz ausnahmsweise Spuren von Antibiotikarestanzen finden sollten, besteht für den Konsumenten kaum eine Gefahr, da die Restanzen der verwendeten Antibiotika, die überaus hitzeempfindlich sind, durch das Braten bzw. Kochen zerstört werden. (Hinsichtlich der Milch ist das Problem gegenstandslos, da das Milchvieh, weil darauf kaum ansprechend, keine Antibiotikazulagen erhält!)

In Bestätigung des zuvor Gesagten gelangt Prof. Schuppli, Direktor der Dermatologischen Klinik der

* Siehe auch Artikel «Antibiotika in den Nahrungsmitteln» in Nr. 29/1959 des «Schweizer Frauenblattes» von Sr. H. K.

Die vergiftete Luft

Der Krebs in Mailand

Wenn man nach Betrachtungen allgemeiner Art auf Einzelheiten näher eintritt, so verschlechtern sich die Aspekte der Luftverunreinigung in Italien bemerkenswert. In jeder Stadt hat es ganze Strassenzüge oder Quartiere, in denen man buchstäblich überhaupt nicht atmet. In Mailand verpestet eine chemische Fabrik die Luft eines grossen Teils des Quartiers Bovisa dermassen mit Schwefelsäure und andern giftigen Gasen, dass diese auf diejenigen, die sich nicht daran gewöhnt sind, wie Tränengas wirken. Es wäre interessant, die Auswirkungen zu kennen, welche diese Ausdünstungen auf die im Umkreis dieser Fabrik wohnende Bevölkerung haben. Wir versuchten, dies in Erfahrung zu bringen, aber leider gaben uns die zur Verfügung stehenden Statistiken nicht den gewünschten Aufschluss. Ein weites Gelände rund um eine Lackfabrik in einem andern Teile der Stadt ist in einem solchen Grade durch Schwefelwasserstoff und andere giftige Substanzen verseucht, dass dadurch die Pflanzen einer öffentlichen Anlage geschädigt wurden, in der sich natürlich jeweilen die Kinder tummeln, «um etwas frische Luft zu schnappen». Solche Fälle liessen sich zu Hunderten aufzählen, und es ist sehr wahrscheinlich, dass gerade dadurch, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen dauernd unter einer Vergiftung der Luft zu leiden haben, Mailand in bezug auf Krankheiten der Atmungswege an erster Stelle des Landes steht.

Seit Beginn dieses Jahres beteiligt sich an den Untersuchungen über die Verunreinigung der Luft auch das Institut für Gesundheitswesen des Polytechnikums Mailand, das schon vor mehreren Jahren auf eine andere Art der Verschmutzung hingewiesen hat: diejenige des Wassers durch die Industrieabwasser. Die sehr interessanten Studien befassen sich mit den krebserregenden Stoffen in der verunreinigten Luft, deren Vorhandensein schon in andern Grosstädten des Auslandes festgestellt wurde. Wissenschaftler von Weltruf haben in der Tat das Umsichgreifen des Lungenkrebses auch mit der Verunreinigung der Luft durch einige Kohlenwasserstoffverbindungen in Zusammenhang gebracht, von denen die aktivste das Benzopyren zu sein scheint. Diese Substanz, die in den Rückständen verbrannter Kohle, Mineralöle und deren Nebenprodukte vorkommt und somit auch in den Auspuffgasen der Motorfahrzeuge, wird in der Luft durch Kohlenpartikel absorbiert und bleibt inaktiv, solange sie nicht mit den Solventen, die sich in talgartigen Absonderungen befinden, in Berührung kommt, worauf sie eine krebserregende Wirkung ausübt.

Wieviel Benzopyren es in der Luft der Stadt Mailand hat, weiss man zur Zeit noch nicht; doch erzeugen die Heizungen der Wohnhäuser, wenn sie in Funktion sind, bestimmt ein nicht zu unterschätzendes Quantum. In England hat man in der Atmosphäre der Stadt Salford 1 bis 2% krebserregende Substanzen in den Rauchablagerungen isoliert. Um Vergleiche mit einer ländlichen Gegend anstellen zu können, haben die Studenten des Polytechnikums eine Aufnahmestation in Casalmaggiore, bei Cremona, errichtet, wo — wie sich gezeigt hat — in der Tat fast kein Benzopyren vorhanden ist. Aus den Statistiken geht hervor, dass in Mailand im vergangenen Jahr 372 Todesfälle durch Lufröhrenkrebs, Bronchialkrebs und Lungenkrebs verursacht wurden, das heisst einer auf je 39 000 Einwohner, gegenüber 3936 Todesfällen durch Krebs im übrigen Italien, also einer auf je 125 000 Einwohner. Steht diese grössere Häufigkeit vielleicht im Zusammenhang mit dem Vorhandensein krebserregender und krebsfördernder Stoffe in der Atmosphäre der Stadt? Dies ist nicht ausgeschlossen, wie auch nicht von der Hand zu weisen ist, dass ein Zusammenhang besteht zwischen der Vergiftung der Luft und der ständigen Zunahme der Krebskranken in den letzten Jahrzehnten. Natürlich können noch verschiedene andere Ursachen mitwirken, aber auch die hier aufgeführten dürfte nicht ohne Gewicht sein.

Die Untersuchungen, die in Mailand im Gange sind, werden bestimmt für alle Mediziner von grossem Nutzen sein, und vielleicht werden sie Behörden und Industrieunternehmer veranlassen, den Problemen der Luftvergiftung, die im Grunde auch sie sehr nahe angehen, endlich durch entsprechende Massnahmen zu begegnen.

(Aus «Tempo», von Gustavo Tomisch «L'aria che respiriamo è avvelenata», übersetzt von st.)

Universität Basel auf Grund langjähriger, eigener Untersuchungen in der Schweiz. Aerztezeitung vom 24. Juli 1959 zum Schluss, dass der Konsum von Fleisch von Tieren, die antibiotikaangereichertes Futter erhielten, selbst bei hochsensibilierten Menschen keine allergischen Reaktionen irgendwelcher Art auslöst. Widerlegt ist auch die Befürchtung, der Genuss der Erzeugnisse von Tieren, deren Futter Antibiotikazulagen enthielt, könnte zur Vermehrung resistenter Bakterien führen. Zitiert sei die Untersuchung von Prof. Knothe vom Hygieneinstitut der Universität Kiel, nach welcher eine solche Vermehrung nicht feststellbar war, obwohl die betreffenden Versuchspersonen fortgesetzt in den Genuss von Geflügel kamen, das mit antibiotikaangereichertem Futter gemästet worden war.

Ganz allgemein erscheint es berechtigt, die bei uns wie in andern Ländern gesetzlich geregelte Verwendung von Antibiotikazusätzen zum Futter der Nutztiere als Fortschritt zu bezeichnen. Dieser Fortschritt wird umso gewichtiger, je stärker die Ansprüche an die Menge und Güte der zum menschlichen Konsum bestimmten tierischen Erzeugnisse mit dem rapiden Anwachsen der Bevölkerung und mit der ebenso rapid sich ausdehnenden Industrialisierung ansteigen. Diesen Ansprüchen kann man mit einer veralteten Praxis der Tierhaltung und Tierfütterung nicht mehr gerecht werden; um dieses Ziel zu erreichen, braucht es neue, zu einem guten Teil wissenschaftlich begründete Methoden. Neue Methoden müssen hinsichtlich ihres Nutzeffektes und nicht zuletzt hinsichtlich ihrer Auswirkung auf die menschliche Gesundheit überprüft und nochmals überprüft werden, so wie dies im Falle der Antibiotikaverwenudng als Futterzusatz geschah und weiterhin geschieht. Ebenso selbstverständlich ist es, dass Methoden, die diese Ueberprüfung nicht bestehen, auszuschalten sind. Nach mehr als zehnjähriger Praxis sind bis jetzt keine, einer unvoreingenommenen Prüfung standhaltende Tatsachen bekannt geworden, die es als geboten erscheinen liessen, auf die produktionsfördernde Wirkung ernährungsmässig verabfolgter Antibiotika zu verzichten. Alle gegenteiligen Aussagen haben sich, wenn sie sich auch ab und zu auf theoretisch berechtigt erscheinende Ueberlegungen stützten, als nicht stichhaltig erwiesen. Von vorneherein und entschieden abzulehnen sind solche gegen die nutritive Antibiotikaverwendung gerichteten Aussagen, die einer gewissen Sensationsmacherei wegen an den Haaren herangezogen werden, die absichtlich darauf ausgehen, Verwirrung zu stiften, oder die mit halb- bezw. gar nicht verstandenen Begriffen operieren.

Prof. Dr. E. Crasemann
Vorstand des
Instituts für Haustierernährung
an der ETH, Zürich

Dem Andenken an Bundesrichter Dr. Georg Leuch

Die schweizerische Frauenbewegung hat in der ältern Juristengeneration eine Anzahl bedeutender Befürworter gehabt. Sie förderten die Sache der Frau, ehe noch die Equipe von Juristinnen herangebildet war, die jetzt, mit dem nötigen fachlichen Rüstzeug ausgestattet, selbst die Rechtsanliegen der Frauen wahrnehmen kann. Zu den Freunden unserer Sache gehörte Bundesrichter Dr. Georg Leuch; er ist nach kurzer schwerer Krankheit am 9. August in Lausanne abberufen worden. Wir werden ihn schmerzlich vermissen; denn noch fehlen uns die Juristinnen, die als Autoritäten in ihrem Fach über eine weite Einfluss-Sphäre verfügen.

Schon während seiner Studienzeit in Bern bewegte sich Georg Leuch innerhalb eines Kreises von Kommilitonen, dem auch mehrere Anhängerinnen des Frauenstimmrechts angehörten. In diesem Kreise fand er seine Lebensgefährtin, die Mathematikerin Annie Reineck, eine Nichte von Philippe Godet. Da sie nach ihrer Heirat ihre Lehrstelle aufgab, verfügte sie über die nötige Zeit, um sich eingehend mit den Anliegen der schweizerischen Frauenbewegung, vorab mit der Frage des Frauenstimmrechts, zu befassen. Bei dem regen Interesse, das sie der Arbeit ihres Mannes entgegenbrachte, ergab es sich von selbst, dass die Gatten auch alle Rechtsfragen besprachen, die sich auf dem Gebiet der Frauenbewegung stellten. So galt die Mathematikerin in Frauenkreisen als Sachverständige in juristischen Fragen; Probleme wie dasjenige des Bürgerrechtes der Ehefrau, hat sie seinerzeit aufgegriffen.

Wenn Georg Leuch zumeist auf dem indirekten Weg über seine Gattin sein Wissen und Können der schweizerischen Frauenbewegung zur Verfügung stellte, so trat er doch auch direkt für die Anliegen der Frauen ein. Vor uns liegt ein Votum, das er am Juristentag 1957 in Rheinfelden zur Frage des ehelichen Güterrechtes abgab. Da diese Frage in unsern Frauenkreisen heute viel diskutiert wird, seien einige Gedanken Leuchs hier wiedergegeben. Er vertritt den Standpunkt, dass die Güterverbindung als ordentlicher Güterstand abzulehnen sei. Die Vorschriften über die Güterverbindung würden von den meisten Ehegatten nicht angewendet, entweder weil dem Ehemann seine Rechte am Frauengut gar nicht bekannt seien oder weil er «zu anständig» sei, diese Rechte ohne Einverständnis seiner Ehefrau in Anspruch zu nehmen. «Wenn der Gesetzgeber einmal an die Revision des Güterrechts herantritt, so darf er nicht argumentieren: Den ordentlichen Güterstand zu ändern, ist nicht nötig, denn er wird ja doch nicht gelebt, sondern er wird sich fragen müssen, ob der gesetzmässige Zustand dem heutigen Stand der Erziehung und Bildung der Frau noch gerecht wird. Und da kann die Antwort nur verneinend ausfallen.»

So kommt Leuch dazu, der Gütertrennung als ordentlichem Güterstand den Vorzug zu geben, wie es auch der Bund Schweizerischer Frauenvereine schon bei der Schaffung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches gewünscht hatte. Dabei liesse sich seines Erachtens die Einführung des Konkursprivilegs auch in diesen Güterstand rechtfertigen. Für alle Güterstände bestehe für die Ehefrau der Zwang, dem Ehemann mit ihrem Vermögen gegebenenfalls auszuhelfen. «Ob der Zwang gesetzlich oder moralisch sei, sollte billigerweise für das Privileg keinen Unterschied ausmachen.»

Erst recht lasse sich die Vorschlagsteilung auch bei der Gütertrennung rechtfertigen. Sie sollte dann aber darin bestehen, dass jeder Ehepartner am Vorschlag, der sich am Vermögen des andern ergibt, beteiligt sein müsste.

Aus den Auffassungen Leuchs spürt man den alten biblischen Grundsatz heraus: Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollten, das tut auch ihr ihnen. Dieser Grundsatz liegt doch wohl an der Wurzel jedes Rechts, das diese Bezeichnung verdient. Nicht nur in seiner juristischen Arbeit, auch in seinem täglichen Verhalten spürte man bei Leuch seine Verpflichtung gegenüber diesem Prinzip. Er selbst hätte es wohl bescheidener dahin ausgedrückt, dass er sich bemühe, «anständig» zu sein. Dieses Bemühen manifestierte sich bei ihm ganz selbstverständlich, ohne Ueberheblichkeit. Darum war er auch in seinem Kreis und in dem seiner Frau eine hochgeschätzte Persönlichkeit, was nicht zuletzt bei geselligen Anlässen oder bei gemeinsam verbrachten Ferien hervortrat. So lässt Georg Leuch nicht nur als Jurist, sondern auch als Mensch eine schmerzlich fühlbare Lücke zurück. Die schweizerische Frauenbewegung wird ihm über seinen Tod hinaus grosse Dankbarkeit bewahren. *G. G.*

Einblick in ein bedeutendes Frauenwerk

SV. Der Schweizer Verband Volksdienst-Soldatenwohl gibt in seinem unlängst als hübsch bebilderte Broschüre erschienenen Jahresbericht 1958 Einblick in sein Wirken. Auch das jüngste Berichtsjahr war wiederum an Aufgaben und Verantwortungen mancherlei Art, die mit wachem Sinn für die speziellen Anforderungen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens unserer Zeit in Angriff genommen wurden.

Es versteht sich, dass der SV im Berichtsjahr als das grosse Frauenwerk, das er ist, in mehrfacher Hinsicht Anteil nahm an der Saffa, der Ausstellung von Leben und Arbeit der Schweizer Frau in Zürich. Zwei Mitglieder der Geschäftsleitung stellten sich massgeblich für Fachgruppen zur Verfügung; die Tätigkeit des «Volksdienst» kam im Rahmen der thematischen Schau «Gastgewerbe, Grosshaushalt» zur Darstellung; die Volksdienstschule beteiligte sich als eine der fünf Ausbildungsstätten des Gastgewerbes an der sogenannten Schulwand und am gemeinsamen Prospekt dieser Schulen. Den «sichtbarsten» Beitrag aber leistete der «Volksdienst» an der Saffa, mit dem Betrieb seines alkoholfreien Selbstbedienungsrestaurants, das günstig gelegen, hübsch und geschmackvoll ausgestattet und wohlversehen mit bekömmlichen und preiswerten Speisen und Getränken, sich während der ganzen Ausstellung eines besonders regen Zuspruchs von seiten des Publikums erfreute. Es wurde als Musterbeispiel neuzeitlicher Betriebsführung anerkannt.

Eine rationelle, sich ständig den Anforderungen der Zeit anpassende Betriebsführung betrachtet der SV ja seit je als seine besondere Aufgabe. So studiert er denn auch die Frage, wo für Zwischenverpflegungen, die je länger je wichtiger werden, zweckmässig Automaten eingesetzt werden können. Eine Hilfe bei der Lösung des Verpflegungsproblemes kann ein Automaten-Service nur sein, wenn die Lage und Eignung des Aufstellungsortes der Automaten sorgfältig geprüft und eine gewisse Frequenz gewährleistet ist. Ebenso muss ein prompt arbeitender Nachfüll- und Reparatur-Service zur Verfügung stehen.

Neue Aufgaben stellten sich dem SV im Berichtsjahr mit der Uebernahme von sechs neuen Wohlfahrtsbetrieben. Hinzu kommen drei neue Filialbetriebe, darunter die Bar im Physikgebäude der ETH, und die Neu- und Umbauten von sieben bereits vom «Volksdienst» geführten Verpflegungsstätten.

Wenn heute der «Volksdienst» die Wirtschaftsbetriebe von 139 industriellen Unternehmungen und 45 Betrieben öffentlicher Verwaltungen und Schulen sowie der ETH betreut, wozu noch seine 22 Soldatenstuben kommen, so lässt sich der Umfang der geleisteten Arbeit wohl aus der Zahl von 7,1 Millionen Mittagessen und 8,8 Millionen Frühstück, Abendessen und à la carte erkennen. Dies ist jedoch nur die eine Seite des Wirkens. Als ebenso wichtige Aufgabe betrachtet er die Schaffung möglichst guter Arbeits- und Lebensbedingungen für die zur grossen Volksdienst-Gemeinschaft gehörenden 2200 Menschen. Er verfolgt aktiv die Entwicklung auf dem Gebiete der Gesamtarbeitsverträge im Gastgewerbe. Eine neuzeitliche Pensionsversicherung bietet Vorsorge für das Alter.

Wichtiges Anliegen ist der Leitung des SV auch die Schaffung freundlicher Angestellten-Wohnungen, in denen die Mitarbeiterinnen sich zu einer harmonischen, lebensfrohen Gemeinschaft zusammenfinden können. So gelang es im Berichtsjahr erfreulicherweise in Zürich, wo ja die Wohnverhältnisse besonders schwierige sind, ein geeignetes Mehrfamilienhaus zu erwerben, in dem verschiedene Volksdienstbetriebe ihrem Personal ein Heim schaffen konnten.

Sehr wichtige und nützliche Arbeit leisten auch die im Auftrage von 50 Firmen vom «Volksdienst» geführten 13 Beratungs- und Fürsorgestellen. Es ist zu begrüssen, dass der Jahresbericht Einblick gibt in das heutzutage zur unumgänglichen Notwendigkeit gewordene Wirken der Fürsorgerinnen, deren Weiterbildung in Arbeitstagungen der SV sich angelegen sein lässt. Es sei auch die Eröffnung der Kinderkrippe der Firma Omega in Biel hier erwähnt, die als Einzelfall einen Ausbau der sozialen Einrichtungen einer Auftraggeberfirma darstellt.

Der Jahresbericht gibt auch einen Ueberblick über die Organe des SV, über die Personalschulung in Personaltagungen und -konferenzen. Ein Verzeichnis aller vom «Volksdienst» geführten Betriebe vervollständigt die Broschüre, die als Ganzes ein lebendiges Zeugnis ablegt von der Arbeit und Leistung einer in mancher Hinsicht bahnbrechend wirkenden Institution.

Politisches und anderes

Amerikanische Aussenministerkonferenz in Santiago

Die seit 12. August tagende Konferenz der Aussenminister der 21 amerikanischen Republiken ist zu Ende gegangen. Sie hiess einstimmig eine Resolution über die Festigung des Friedens und der amerikanischen Solidarität gut. Diese Entschliessung richtet einen Aufruf an die Völker und Regierungen Amerikas im Geist der Eintracht und des guten Willens jede Haltung, welche Friede und Sicherheit gefährden könnte, aufzugeben. Allen Mitgliedstaaten wird empfohlen, das Prinzip der Nichteinmischung strikte zu befolgen. Die Konferenz hiess auch eine Resolution gut, die der Interamerikanischen Friedenskommission vermehrte Vollmachten erteilt, damit sie die Konflikte im Karibischen Raum untersuchen kann.

Unterredung de Gaulles mit dem Sowjetbotschafter

Der Botschafter der Sowjetunion in Frankreich, Winogradow, hat am Sonntag Präsident de Gaulle in Colombey-des-deux-Eglises besucht. Winogradow habe mit dem französischen Staatschef eine längere Unterredung gehabt. In zuständigen Kreisen wird der Besuch des sowjetischen Botschafters in erster Linie auf den Wunsch Moskaus zurückgeführt, die Beziehungen mit Paris zu verbessern, besonders im Hinblick auf die engen Beziehungen zwischen Paris und Bonn.

Ministerpräsident Debré kritisiert die USA

Der französische Ministerpräsident Debré hielt in einer Landwirtschafts-Ausstellung im Departement Indre et Loire eine Ansprache, in der er zum bevorstehenden Besuchsaustausch zwischen Präsident Eisenhower und Ministerpräsident Chruschtschew u. a. erklärte: «Um zu verhindern, durch Vereinbarungen zwischen den ganz grossen Mächten erdrückt zu werden, muss eine Nation wie Frankreich in der Lage sein, sich Gehör und Verständnis zu verschaffen.» Debré gab zu verstehen, dass Frankreich keine drastischen Aenderungen seiner Aussenpolitik plant, die es von seinen westlichen Verbündeten trennen könnte. Die Wiedergeburt einer französischen nationalen Politik, ist eine Reaktion gegenüber ausländischen Mächten, die nicht gezögert haben, gegen wesentliche Interessen Frankreichs zu handeln. Beobachter interpretieren diesen Teil der Ansprache Debrés als eine indirekte Rüge an die Adresse der Vereinigten Staaten.

Treffen Segnis mit Adenauer

Der italienische Ministerpräsident Segni trifft am 22. August mit Bundeskanzler Dr. Adenauer in dessen Ferienort Cadenabbia am Comersee zu politischen Gesprächen zusammen.

Repräsentantenhaus gegen Aufnahme Chinas in die UNO

Das amerikanische Repräsentantenhaus hat am Montag mit 368 gegen 2 Stimmen eine Resolution angenommen, die sich gegen die Aufnahme des kommunistischen China in die Vereinigten Nationen ausspricht. Der demokratische Abgeordnete Zablocki führte aus, das aggressive Vorgehen Chinas im Tibet und Laos habe bewiesen, dass China nicht als friedliebendes Land zu betrachten sei, das bereit sei, die Grundsätze der UNO zu befolgen.

Keine Gnade für ungarische Schriftsteller

Die ungarische Regierung hat den internationalen Penclub wissen lassen, dass es für einstweilen nicht möglich sei, die inhaftierten ungarischen Schriftsteller zu begnadigen. Diese Regierung stellt eine Antwort auf das vom Penclub an die ungarische Regierung gerichtete Gesuch um Begnadigung, namentlich der beiden Schriftsteller Tibor Dery und Gyual Hay dar, die wegen ihrer Teilnahme an der Volkserhebung im Herbst 1956 verurteilt wurden. Der 64jährige Dery soll schwer herzkrank sein. Er gilt als einer der grössten lebenden ungarischen Schriftsteller.

Reformierter Weltbund

Vom 27. Juli bis 6. August 1959 hat der Reformierte Weltbund seine 18. Generalversammlung erstmals in Lateinamerika in Sao Paolo abgehalten. Er zählt jetzt rund 45 Millionen Angehörige von 55 Ländern, und die zu 77 Kirchen gehören. Neuer Präsident des Weltbundes wurde Dr. Ralph W. Lloyd, Rektor der Universität von Maryville in USA. Erstmals trat auch eine Frau in die Reihe der Vizepräsidenten, nämlich Lady McDermot, Mitglied des Obersten Gerichtshofes von Nord-Irland.

Wanda Landowska gestorben

Die weltbekannte polnische Cembalistin Wanda Landowska ist am Sontag im Alter von 82 Jahren in ihrem Heim in Lakeville an einer Herzkrise gestorben.

Abgeschlossen, Dienstag, 18. August 1959. *cf*

Für moderne Handarbeiten
verlangen Sie ausdrücklich nur
Zi bunt -Jutegewebe, denn diese sind solid, da gezwirnt, regelmässig und gut gefärbt

Marionetten

Wir alle wissen, dass die Marionette eine an Fäden aufgehängte, mit beweglichen Gelenken versehene, meistens aus Lindenholz geschnitzte Puppe ist, die von unsichtbarer Menschenhand geführt wird. Damit ihre Glieder der Schwerkraft gehorchen, werden diese mit Bleilasten beschwert. Trotz diesen Gewichten scheinen die Puppen mit dem Bühnenboden verwachsen zu sein, denn sie schweben eigenartig leichtfüssig darüber hinweg. Doch dies bedeutet keinen Mangel, denn die Marionette ist kein Lebewesen, sondern sie gehorcht den Gesetzen ihrer Konstruktion und vor allem der menschlichen Hand, die sie in Bewegung setzt. Da die eigentlichen Schauspieler im Verborgenen agieren und ihre Denkweise, ihre Eigenart, ihren Willen und ihre Disziplin auf die Holzfiguren übertragen, so bleibt diesen Gliederpuppen nur, das von oben Diktierte zu übersetzen. Dass die Puppe dabei nicht den Menschen sklavisch kopieren kann und soll, sondern dass ihre Gestik eckiger und exzentrischer wirken darf, versteht sich von selbst. Da das Holzgesicht auch keine Mimik zeigen kann und während des Spieles unverändert bleibt, gleichwohl ob sein Träger ruhig oder erregt, zufrieden oder böse, sanftmütig oder zornig zu erscheinen hat, darf es keine allzu naturalistische und menschliche Züge aufweisen, sondern es ist immer leicht karikaturenhaft oder neutral. Die Puppen haben meistens übertrieben lange Arme und Beine und zu grosse Köpfe, um die Fernwirkung auf der Bühne zu erhöhen. Zudem passt die etwas derbe Gestalt besser zu den abrupten, oft wie gebrochen wirkenden Bewegungen. Die Marionetten weisen eine Grösse von zirka 60 cm bis 1 Meter auf, scheinen aber auf der kleinen Bühne, die ungefähr 4,50 Meter lang und 3 Meter tief ist, ziemlich grösser. Da also die Puppen nicht verwandlungsfähig sind, werden sie möglichst typisiert. Jede Figur wird immer den gleichen Typ darstellen, denn auch die geschickteste und phantasievollste Verkleidung mit Roben und Perücken kann aus einer Hexe keinen Engel machen, und auf den urchigen Bauernkopf wird keine goldene Krone passen. Selbstverständlich wird die Gestik, das Neigen des Kopfes, das Bewegen der Arme und Beine während des Spieles zu verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten verhelfen.

Die Typisierung bedingt einen grossen Bestand von Puppen. Ein gut ausgerüstetes Marionettentheater besitzt zwischen dreihundert bis vierhundert Figuren. Es wird über König, Königin, Prinz, Prinzessin, Hofnarr, Harlequin, Pierrot, Rokokopuppen, Engel, Magister, Hexe, Tod, Teufel, Tänzerinnen und Zirkusartisten sowie über allerlei Märchengestalten, Fabelwesen und Tierfiguren verfügen. Dazu kommen die verschiedenen Kostüme, Perücken, Schmuckstücke und Requisiten. Von grosser Wichtigkeit sind auch die Musikbegleitung und die Beleuchtungseffekte. Eine solche Ausrüstung erlaubt es, neben dem klassischen und ältest bekannten Marionettenspiel Dr. Faust auch Opern, Operetten, Dramen, Sing-Krippen und Lustspiele sowie Pantomimen und Märchen aufzuführen. Besonders dankbar sind die Zirkus-, Variété- und Artistennummern, denn hier zeigt es sich, wie viele Möglichkeiten das Marionettentheater in sich birgt, die dem richtigen Theater versagt bleiben. Die Glieder und der Rumpf des Akrobaten- und Schlangenmenschen zum Beispiel werden besonders stark unterteilt und an doppelt so vielen Fäden aufgehängt, als gewöhnliche Puppen, so dass er sich wirklich wie eine Schlange einrollen kann, ohne dabei Hals- und Beinbruch zu riskieren. Der Jongleur wird nie einen Ball verfehlen, die Trapezkünstler schweben sicher und leicht durch den Raum, die zierlichen Seiltänzerinnen balancieren tollkühn auf dünner Schnur, da von sicherer Hand gehalten, und Trickspieler und Zauberkünstler werden das menschliche Publikum in Erstaunen versetzen.

Nur künstlerisch begabte Menschen sind fähig, Marionettenpuppen zu führen, denn es braucht einen guten Sinn und feinnervige Hände, um den Puppen Leben, Anmut, Humor, Vitalität oder auch Gelassenheit zu verleihen. Je besser und raffinierter die Puppe geführt wird, um so mehr wird der Spieler dabei, so paradox dies klingen mag, ein Schattendasein führen, denn das echte Spiel der Puppe lässt das Vorhandensein des dahintersteckenden Künstlers bald vergessen.

Der Puppenspieler muss mit ganzer Aufmerksamkeit und höchster Konzentration arbeiten, zumal er nicht nur Spieler, sondern gleichzeitig auch Sprecher ist und seine Worte mit den Bewegungen der Puppe übereinstimmen müssen. Auch ist es keine leichte Aufgabe, seine Stimme aus der Puppe herausschallen zu lassen. Es berührt an und für sich komisch, dass das Holzgesicht ein menschliches Organ zu haben scheint, und es muss besonders darauf geachtet werden, dass jede Figur ihre passende Stimme erhält. Wie grotesk würde es wirken, wenn der schwebende Engel eine rauhe Stimme hätte und der Teufel gar lieblich plaudern würde. Die Texte können auch auf Tonaufnahmegeräte aufgenommen werden, aber wie viel lebendiger und unmittelbarer wirken doch die während des Spieles gesprochenen Worte. Dabei sollte der Spieler den Text auswendig können. Auch wird er auf der Hut sein, dass sich die vielen Fäden, an denen die Puppenspieler baumeln, nicht verwickeln und verwirren. Der Puppenspieler muss sich in die hölzernen Akteure gut einleben, denn die Marionette ist ja nur der sichtbare Effekt des unsichtbaren Darstellers. Natürlich muss die Phantasie des Zuschauers mithelfen, weitergestalten, hin und wieder ein Auge zudrücken, denn das Gelingen einer Bewegung kann manchmal wirklich an einem Faden hängen. *Else Ruckli-Stoecklin*

Die Brautbriefe

Die alte Frau sass am Fenster, als ich das Zimmer betrat. Sie schien gelesen zu haben, denn eben legte sie ein zusammengefaltetes, etwas vergilbtes Blatt, offensichtlich einen Brief, in die neben ihr auf dem breiten Sims stehende kleine Schatulle mit dem eingelegten Deckel.

Vor kurzem waren wir von unserem Nachmittagsspaziergang hinauf zum Waldrand, mit Rast auf der Bank unter der grossen Eiche, zurückgekehrt. Er gehörte ins tägliche Ferienprogramm der alten Dame, die mich auch in diesem Sommer wieder für einige Tage zu sich in die kleine Pension mit der schönen Aussicht auf den See eingeladen hatte.

«Ein wenig ausspannen wird dir gut tun, und mir verkürzt deine Gesellschaft die Zeit», pflegte sie zu sagen. Schon zu Lebzeiten des vor zehn Jahren hochbetagt verstorbenen Gatten, eines bedeutenden Gelehrten, hatte sie, gemeinsam mit ihm, alljährlich ein paar Sommerwochen hier verbracht, und für die Besitzer des Hauses war es daher selbstverständlich, dass die Witwe auch jetzt stets dasselbe Zimmer zu ebener Erde mit Blick in den Garten bewohnte wie damals.

So lebte sie hier, wie in ihrem Heim in der Stadt, immer noch irgendwie in der Vergangenheit. Jedermann kannte hier die «Frau Professor», und es galt auf unseren Spaziergängen manchen Gruss zu er-

(Fortsetzung auf Seite 4)

Sonderbeilage Nr. 5 des «Schweizer Frauenblattes»

Freitag, 21. August 1959 Nummer 33

Frauenstimmrecht

Verantwortliche Redaktion dieser Seite: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Zuschriften an: Frau A. Villard-Traber, Socinstrasse 43, Basel.

Eine schweizerische Frauenbefragung?

Weitere Antworten zu unserer Umfrage

Zur Motion Grendelmeier

Frauenabstimmung? eine Frauenbefragung, völlig unverbindlich, wie man sie in Genf, Basel und Zürich bereits praktiziert hat? Und es soll zum viertenmal, jetzt auf eidgenössischem Boden, geschehen, dass eine Mehrheit von Schweizer Frauen sich für die politische Gleichberechtigung ausspricht, und dass dann gerade das Gegenteil von dem geschieht, was in einer anständigen Demokratie geschehen müsste? Man fragt uns, um mit beleidigendem Triumph erst recht zu verweigern. Die Besitzenden gehen mit Hohn über die Machtlosen hinweg. Das soll also ein viertes Mal geschehen. Man scheint dort, wo so etwas angeordnet wird, völlig vergessen zu haben, was die Frauen nicht vergessen: dass Männer und Frauen das Volk ausmachen, dass eine Familie nur in gegenseitiger Achtung von Mann und Frau gedeiht, dass unsere Wirtschaft nur durch gemeinsame Arbeit von Männern und Frauen bestehen kann und dass es mit der Landesverteidigung, der geistigen wie der an und hinter der Front, nicht weit her ist, wenn nicht der einträchtige Wille zum Durchhalten Männer und Frauen erfüllt. Nicht vergessen haben wir Frauen aber auch, dass man in Notzeiten, als man uns doppelt brauchte, uns für unsere Fähigkeiten und Leistungen gelobt und gepriesen hat, dass jedoch am 1. Februar 1959, als es galt, unsere Bürgerwürde und das selbstverständliche Recht auch der politischen Partnerschaft anzuerkennen, die Mehrheit unserer «demokratischen» Männerwelt ganz einfach versagt hat. Und das nach den drei Frauenbefragungen von Genf, Basel und Zürich, und nach der Willenskundgebung von Bundesrat und Parlament!

Es wurde da ein unwürdiges Spiel gespielt, jahrelang, im Namen der direkten Demokratie, die offenbar nicht fähig ist, dieses Grundproblem der Kultur zu lösen. Der Entscheid, der hier zu fällen ist, ist eben ein Entscheid der Kultur und nicht der Urinstinkte. Oder besser: es ist überhaupt kein Entscheid, sondern eine Einsicht in eine Tatsache, nämlich dass das Mitspracherecht allen erwachsenen Bürgern einer Demokratie, den Männern und den Frauen, gehört. Diese Tatsache besteht unabhängig von jeder Abstimmung. Kein noch so wuchtiges Nein der Männer kann sie aus der Welt schaffen; auch kein noch so wuchtiges Nein von Frauen. «Der Anspruch auf rechtsgleiche Behandlung steht ... jeder einzelnen Frau zu, selbst wenn die Mehrheit auf ihn keinen Wert legt», sagt der Bundesrat in seiner Botschaft und fährt fort: «Jedenfalls wäre es nicht richtig, die Einführung des Frauenstimmrechts davon abhängig zu machen, dass es von der Mehrheit der erwachsenen Schweizerinnen verlangt wird.» (S. 73 und 75)

Wir können es also ansehen, wie wir wollen, wir brauchen keine Frauenabstimmung. Nach den Erfahrungen von Genf und Basel und Zürich ist sie nur ein beleidigendes Spiel, und rein grundsätzlich betrachtet ist es überflüssig, durch ein so kostspieliges Verfahren ein unbestreitbares und von der ganzen übrigen Welt anerkanntes Recht der Menschen, also auch der Frauen, bejahen oder verleugnen zu lassen. Das einzig Richtige, Würdige wäre die sofortige Verwirklichung des Art. 4 unserer Bundesverfassung: Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich.

Das ist der eine, grundsätzliche Aspekt der Frage.

Vielleicht könnte man aber noch einen andern geltend machen. Die Existenz allein eines Rechts genügt nicht; es sollte auch allen bewusst und gegenwärtig sein. So gesehen, kann die überflüssige, «nutzlose» Frauenabstimmung oder -befragung ihren Sinn erhalten. Die Frauenbefragung trägt die Sache an jede Frau heran und zwingt jede, sich mit ihr zu befassen, ihre Stellung als Bürgerin zu überdenken, über die rein privaten Dinge ihres Berufes, ihrer Familie, ihres engen Lebenskreises hinaus Recht und Pflicht und Verantwortung innerhalb Gemeinde und Staat zu sehen, aus der Bequemlichkeit der Beschützten und Beschränkten zu erwachen und über den Gartenhag hinauszublicken. Ein solches Angesprochenwerden schadet niemand, besonders uns nicht in einem Lande, das durch keine Kriege, Verwüstungen und menschliche Nöte der vergangenen Umbruchszeiten aus seiner wohlanständigen, gutgenährten Zufriedenheit und Sicherheit aufgerüttelt und gezwungen worden ist, sich in all den Fragen der Gemeinschaft und der Staatsorganisation zurechtzufinden. Praktisch könnte eine Frauenbefragung ihr Gutes haben. *Dr. Rut Keiser, Basel.*

*

Geheime und unabhängige Stimmabgabe

wäre die erste Vorbedingung bei einer Frauenbefragung. Würde sie im Zusammenhang mit der Volkszählung durchgeführt werden, so müsste auf folgendes geachtet werden: Die Fragebogen mit allen für die Volkszählung notwendigen Angaben werden dem Haushaltvorstand zugestellt und sind durch ihn, also normalerweise durch den Mann, auszufüllen. Die Fragen, welche von den Frauen zu beantworten sind, müssten aber auf separaten Bogen gestellt werden, die den Frauen direkt zugestellt werden müssten. Die Bogen müssten gänzlich unabhängig vom Mann ausgefüllt und separat abgegeben werden.

Zu diesem Schluss komme ich aus folgender Erfahrung. Vor der Abstimmung vom 1. Februar 1959 hatte ich vierzehn Mal Referate über die Vorlage und zwar meist an Versammlungen der Konservativ-christlichsozialen Volkspartei an kleineren Orten in der Ostschweiz. Ich befürwortete die Einführung des Frauenstimm- und Wahlrechtes; es sprach aber nachher stets auch ein Gegner der Vorlage. Ueberall waren auch Frauen eingeladen. An manchen Orten kamen nur wenige, an anderen waren sie in der Mehrzahl.

An einigen dieser Versammlungen wurden Probeabstimmungen mit offenem Handmehr durchgeführt — und dort stimmten die anwesenden Frauen, die oft neben ihren Männern sassen, überwiegend gegen die Gewährung der politischen Rechte an die Frau. An einem Ort aber wurde geheim abgestimmt. Man verteilte an die Männer weisse Stimmzettel, an die Frauen grüne. Hier ergab sich, obwohl in der Diskussion einige Männer sehr für das Frauenstimmrecht eingetreten waren, dass die Mehrheit der Männer einfach dagegen ist. Bei den grünen Zetteln der Frauen ergab sich aber, dass zirka dreiviertel mit «Ja» ausgefüllt waren. Es muss allerdings bemerkt werden, das gerade diese gut besuchte Versammlung nicht von einer Partei, sondern vom Gemeindeammann für alle Einwohner des Dorfes veranstaltet worden war. Das Publikum war also wohl etwas anders zusammengesetzt als bei den Veranstaltungen der Konservativ-christlichsozialen Volkspartei, die zudem in den ostschweizerischen Kantonen bereits die Neinparole herausgegeben hatte.

Vor einer Frauenbefragung wäre es auch wichtig, die Frauen in der ganzen Schweiz in Wort und Schrift darüber aufklären zu können, welche Teile der Gesetzgebung, der eidgenössischen wie auch der kantonalen, für sie von besonderem Interesse sind. Erst dann können die Frauen beurteilen, ob das Stimmrecht für sie von Nutzen wäre oder nicht. Es grassieren ja die verworrensten Ideen darüber, was Politik und politische Rechte sind.

Dr. Lotti Ruckstuhl, St. Gallen

*

Eine schweizerische Frauenbefragung würde ich begrüssen. Je öfter vom Frauenstimmrecht gesprochen wird, desto besser. Dass sie aber anlässlich der Volkszählung durchgeführt würde, halte ich für unannehmbar. In den meisten Fällen wird doch der Mann die Fragebogen ausfüllen, und da liegt für ihn die Versuchung nahe, die Frage nach dem Frauenstimmrecht nach seinem Gutdünken zu beantworten. Das Resultat der Befragung würde da durch verfälscht. Ich halte immer noch die Probeabstimmungen wie sie in Basel und Genf durchgeführt wurden, für die beste Art, ein einigermassen zuverlässiges Bild zu erhalten.

Melitta Beck, Basel

Das Frauenstimmrecht in den Sommermonaten

Juni: La Tour de Peilz: 61 Prozent der weiblichen und 68 Prozent der männlichen Stimmbürger billigten mit 1561 gegen 880 Stimmen die Erteilung eines Baurechts für eine Kunsteisbahn.

Neuenburg: Die Männerabstimmung über das Frauenstimmrecht wird auf den 27. September angesetzt.

Genf: Im Hinblick auf die Verhandlungen im Grossen Rat über das Frauenstimmrecht lehnen die Genfer Radikalen an einer Delegiertenversammlung das Stimmrecht der Frauen im Kanton Genf mit 137 gegen 85 Stimmen ab.

Juli: Genf: Der Genfer Grosse Rat nimmt mehrheitlich eine Verfassungsrevision zugunsten des Frauenstimmrechts an. Die Vorlage muss noch den Stimmbürgern unterbreitet werden.

Corcelles près Payerne: An einer Abstimmung über den Standort eines neuen Wirtshauses beteiligten sich 284 Männer und 193 Frauen.

Lausanne: Bis zum 10. Juli haben alle 45 000 Stimmbürgerinnen ihre Stimmkarten erhalten. Um das Hilfspersonal, das die Karten schrieb, entlöhnen zu können, ersuchte die Stadtverwaltung um einen Kredit von Fr. 20 000.—.

Zürich: Auf eine Anfrage im Kantonsrat über das Erwachsenenstimmrecht antwortete der Regierungsrat, das Abstimmungsergebnis vom 1. Februar hätte bewiesen, dass im Kanton Zürich an eine Verwirklichung des Frauenstimmrechts in den nächsten Jahren nicht zu denken sei. Eine Pause in der Diskussion um das Frauenstimmrecht dürfe angezeigt sein, eine Vorlage im jetzigen Moment müsste von einem grossen Teil der Stimmbürger als Zwängerei empfunden werden. — Wir nehmen an, dass der Zürcher Regierungsrat auch bei der Stadt Zürich vorstellig werden wird, damit die Stadt nicht etwa wegen des Fernsehstudios zwängt!

Viel von sich reden machte im Juli eine kleine Schrift zum Frauenstimmrecht «Unsere Schein-Demokratie» von Gertrud Derendinger. Man nahm es der Verfasserin besonders übel, dass sie die Frauen aufforderte, nicht an den Augustfeiern teilzunehmen, um zu demonstrieren, «dass wir mit unserer politischen Untertanenschaft nicht einverstanden sind.»

Dafür veröffentlichten verschiedene Zeitungen einen Aufruf des «Bundes der Schweizerinnen gegen das Frauenstimmrecht», an die Frauen, die Bundesfeiern zu besuchen. Man kann also nun abwägen, wessen Heimatliebe grösser sein mag: diejenige der Gegnerinnen, die einmal im Jahr dabei sind, das Jahr hindurch vom Vaterland aber in Ruhe gelassen werden wollen, oder die andern, die wünschen, das ganze Jahr wirklich teilzuhaben an der Gestaltung von Gemeinde, Kanton und Bund, und deshalb am 1. August demonstrativ fernbleiben, weil sie nicht Worte hören möchten, sondern Taten sehen.

Mit ihrer Schrift möchte Gertrud Derendinger die Frauen (und auch die Männer) aufrütteln. Das zeigt schon der angriffige Titel «Unsere Schein-Demokratie». Eine überspitzte Formulierung: Denn wäre die Schweiz eine Schein-Demokratie, so würde es sich für uns Frauen nicht lohnen, das Stimmrecht zu wollen. Aber als «Männerdemokratie» hätte die Verfasserin die schweizerische Demokratie mit Recht bezeichnen dürfen. Auf 38 Seiten finden wir in 14 teils recht interessanten teils weniger gewichtigen Kapitelchen einige Gedanken zum Frauenstimmrecht neu und nachdrücklich formuliert. Die Frauen sollten entschiedener und energischer sich für die eigenen Rechte einsetzen, und das Unrecht nicht so vorbildlich brav hinnehmen, fordert die Verfasserin. Und damit hat sie recht. Leider macht sie dann noch einen abwegigen und auch wirklichkeitsfremden Vorschlag: Sie glaubt, das Frauenstimmrecht im Kanton Zürich z. B. damit erzwingen zu können, dass alle Schweizer Frauen die Waren von grossen Zürcher Fabriken während einiger Zeit nicht mehr kaufen. Sie nennt sogar 25 Zürcher Firmen mit Namen, die so boykottiert werden sollen. Woraus schliesst sie, dass alle diese Firmen gegen das Frauenstimmrecht sind? Vielleicht hat es darunter solche, die unsere Sache auf den 1. Februar hin finanziell unterstützten. Trotz dieses «Schnitzers» finden wir aber, die Lektüre der Schrift tue einem gut, auch wenn zuletzt nur ein Rat als durchführbar erscheint: Seine Meldung mit mehr Courage zu vertreten.

August: 19 Zeitungsberichte über Augustreden haben wir gewissenhaft gelesen. Danach hat von den 19 Rednern nur ein einziger das Frauenstimmrecht erwähnt: Es war der basellandschaftliche Regierungsrat Dr. Leo Lejeune. Er sprach in Binningen. *A. V.-T.*

Stimmrecht der Baslerinnen in der Bürgergemeinde

Stadthaus

Im Trubel der Enttäuschungen (und auch des Jubels) über die Wahlresultate vom 1. Februar 1959 geriet es ein bisschen in Vergessenheit, obwohl es doch einen wichtigen Schritt vorwärts in der bürgerlichen Stellung der Baslerinnen darstellt, ihr Stimm- und Wahlrecht in Gemeindeangelegenheiten nämlich, mit denen sich der Bürgerrat befasst. Der Bürgerrat tagt im Stadthaus, einem schönen klassizistischen Gebäude aus dem 18. Jahrhundert, das sich in der Nähe des Rathauses befindet.

Die ersten Bürgerratswahlen, an denen die Basler Bürgerinnen teilnehmen «dürfen», finden im Herbst 1961 statt. Es wird nicht schwer halten, fähige Frauen für die Wahl vorzuschlagen. Aber was mindestens ebenso wichtig ist: Sämtliche Bürgerinnen können nun erstmals auch die Männer, die sie als fähig erachten, in den Bürgerrat wählen. Alle vier Jahre finden Wahlen statt.

Ueber was hat der Bürgerrat zu entscheiden? Im Vordergrund steht meistens das Bürgerspital, seine Um- und Erweiterungsbauten, die Ankäufe neuer Grundstücke, der Bau einer Pflegerinnenschule, ferner seine grossen Ausgaben (Defizit von zirka 10 000 000 Franken jährlich). Das Basler Bürgerspital spielt die Rolle eines Kantonsspitals mit Universitätsklinik. Uebrigens taut und fällt es mit der Arbeit der Frau: Ende 1958 waren in seinen mannigfachen Abteilungen 1228 Frauen und nur 461 Männer beschäftigt; heute ist der Personalbestand auf rund 1800 Personen angewachsen. Ferner befasst sich der Bürgerrat mit dem Waisenhaus, dem Fürsorgeamt, mit verschiedenen Stiftungen, vor allem mit der Christoph-Merian'schen-Stiftung, die nicht nur bedeutende Kapitalien sondern auch grosse Liegenschaften zu verwalten hat, die gemeinnützigen Institutionen zugute kommen (zum Beispiel auch dem Bürgerspital) und mit Neu-Einbürgerungen.

Dass das kleine, lokale Frauenstimmrecht bereits Aenderungen im Parteiwesen bewirkt hat, ist erfreulich: So hat die liberal-demokratische Bürgerpartei am 4. Juni einmütig eine Statutenrevision beschlossen, nach der künftig auch Frauen als Mitglieder mit vollen Rechten in die Partei aufgenommen werden können. Gleichzeitig wurde festgelegt, dass dem Vorstand mindestens zwei Frauen angehören sollen. «Diese Aenderung drängte sich vor allem im Hinblick auf die Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechtes in Angelegenheiten der Basler Bürgergemeinde auf» schrieben die «Basler Nachrichten». Es ist also in Basel seit dem 7. Dezember 1958 (an diesem Tag wurde über das Frauenstimmrecht in der Bürgergemeinde abgestimmt) nicht mehr möglich, die Frauen einfach zu übersehen und sie als unbedeutende Minderheit zu behandeln. *M. G.*

Bürgerspital

Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung

Liebe Mitglieder!

Nach der Sommerpause beginnen wir unsere Arbeit mit einem *Studienzirkel*

«Grundlegende Tatsachen schweizerischer Politik»
Leitung Dr. Wilfried Häberli.

Vier Abende: je Dienstag 8., 15., 22. und 29. September, 20.15 Uhr, im Neubau des Mädchengymnasiums II, Holbeinschulhaus, Kanonengasse 9.

Der Kurs ist für unsere Mitglieder gratis. Nichtmitglieder zahlen für alle vier Abende Fr. 3.—. Anmeldung am ersten Abend.

Luzerner Kantonalkomitee gegen das Frauenstimmrecht

Nein — ich will weder die Gründung des Komitees an sich noch das Komitee selbst kritisieren. Die Gegnerinnen haben genau so das Recht, sich zu organisieren wie die Befürworterinnen. Interessant aber ist und bleibt es, dass Frauen, die im Brustton tiefster Ueberzeugung immer und immer wieder beschwörend ausrufen «die Politik ist etwas Dreckiges, Unschönes und wir sind verpflichtet — wir Frauen und Mütter sind verpflichtet — unsere Mitschwestern vor dem Hineingerissenwerden in dieses Dreckige und Unschöne zu bewahren» — dass also ausgerechnet diese Frauen «aus dem Haus» gehen und «organisieren». — Damit genug der Kritik. — Mir liegt so etwas wie ein «Tatsachenbericht» im Sinn. Ich bin dem Schweizer Frauenblatt herzlich dankbar, dass es Gelegenheit gibt, auf politisch neutralem Boden diese Absicht zu verwirklichen.

Im Frühjahr 1958 sickerte es durch, dass der Grosse Rat des Kantons Luzern in seiner ausserordentlichen Juli-Session darüber abzustimmen habe, ob eine Vorlage des Regierungsrates über die Ermöglichung der Einführung des aktiven Frauenstimm- und Wahlrechtes in den Gemeinden angenommen werden solle. Die Situation schien nicht ungünstig. Wir waren unsern Männern dankbar, dass sie ernsthaft an die Frage heranzugehen gewillt waren. Von einer Beeinflussung der Oeffentlichkeit oder gar der Mitglieder des Grossen Rates hat man abgesehen, im Vertrauen darauf, dass unsere Männer den richtigen Entscheid treffen würden. Es handelte sich ja nicht darum, das Erwachsenenstimmrecht einzuführen, sondern nur darum, den Gemeinden das Recht und die Möglichkeit zu verschaffen, auf ihrem Gebiet und nach ihren Bedürfnissen diese Frage zu lösen. — In der vorbereitenden Kommission erhob sich überhaupt keine Opposition gegen die Vorlage. Es schien alles in Ordnung. — Doch hörte man plötzlich, dass in «letzter Minute», d. h. in den allerletzten Tagen vor der Session in der Stadt und auf dem Land Unterschriften gesammelt worden seien. Man hörte, dass Frauen aus der Stadt in die letzten Dörfer des Kantons gefahren sind und z. T. in ausserordentlich ausdauernden Referaten in jeder Bauernstube die Frauen zur Abgabe ihrer Unterschrift zu bringen versuchten. Hausangestellte der «Damen vom Komitee» wurden mit Unterschriftenbogen auf den Weg geschickt. Geschäftsfrauen, Filialleiterinnen und Verkäuferinnen wurden im Moment auch starker beruflicher Beanspruchung von guten Kundinnen zur Unterschrift «eingeladen». Es soll vorgekommen sein, dass Frauen geglaubt hatten, sie hätten für das Frauenstimmrecht unterschrieben. Sei dem wie ihm wolle: es wurden 8600 Unterschriften zusammengebracht. Und mit diesen 8600 Unterschriften gelangte das Komitee in letzter Minute vor den Grossen Rat und flehte die Herren Räte an, sie möchten doch davon absehen, die Frauen mit dem Stimmrecht zu belasten. — «Geben Sie uns das passive Wahlrecht und die gesetzliche Zusicherung einer angemessenen Vertretung in jenen Behörden, in denen über Erziehung und Bildung unserer Kinder, über die Fürsorge für unsere Familien, über die Betreuung der Alleinstehenden, der Kranken, Alten, Notleidenden, Gefangenen und über alle jene sozialen, kulturellen, geistigen und religiösen Belange entschieden wird, zu denen mitzusprechen die Frau von Natur aus ein Recht besitzt ...» so hiess wörtlich ein Abschnitt der Bittschrift. Die Verhandlung im Grossen Rat war denn auch ganz im Gegensatz zur Verhandlung in der Kommission vom Vortag recht widersprüchlich. Anträge auf direkte Ablehnung der regierungsrätlichen Vorlage wurden zwar nicht angenommen — aber ein Ausweichvorschlag auf Zubilligung des passiven Wahlrechtes vereinigte eine starke Minderheit. Es wurden staunenswerte Referate gehalten. Ein liberaler und sonst recht realdenkender und handelnder Rechtsgelehrter liess es sich nicht nehmen, in herrlichem Bühnenpathos Stellen aus einem Werk Rabindranath Tagores zu rezitieren — er sang im wahrsten Sinne des Wor-

tes das herrliche Lied der schönen Frau — die «viel zu zart und zu grazil ist für die Politik». Auch die schöne Helena wurde herbeibemüht und man durfte füglich den Eindruck erhalten, dass es gewissen Gegnern des Erwachsenenstimmrechts darum zu gehen schien, die ernsthafte Sache etwas lächerlich zu machen. Das «Weibchentum» — nicht das «Frauentum» wurde vehement verteidigt. — Immerhin siegte schliesslich die Lösung des Regierungsrates mit 68 gegen 58 Stimmen. — Im Herbst hätte die Vorlage zur zweiten Lesung kommen sollen. Im Hinblick auf die Eidgenössische Abstimmung unterblieb das. Nun haben wir diese Runde noch vor uns. In den Monaten vor der Februar-Abstimmung entwickelten die Gegner und vor allem die Gegnerinnen in unserm Kanton eine Aktivität sondergleichen. Die Referate waren zum Teil dermassen zugespitzt, dass sie sehr nahe an Kulturkampf grenzten. Es ist vorgekommen, dass eine prominente Katholikin ein sachliches befürwortendes Referat gehalten hat. Ihre Gegenrednerin — ebenfalls prominente Katholikin — bezeichnete ohne Scheu alle Befürworter und Befürworterinnen als Steigbügelhalter des Kommunismus. In einer Veranstaltung der katholischen Jungmänner hat ein sehr sehr junger Mensch (ich kann nicht sagen Mann — er war nur männlichen Geschlechts) sich dazu verstiegen, in den Saal zu donnern «was die Befürworterinnen sagen, sei zum Himmel stinkende Gotteslästerung». Er wurde weder zurechtgewiesen noch von Glaubensgenossen «in den Rahmen» gestellt. Praktizierende Katholikinnen und Katholiken, die sich offen als Befürworterinnen und Befürworter bekannten, wurden ohne Scheu als Kirchenfeinde bezeichnet. — Eine führende Gegnerin aus dem andern politischen Lager — also eine liberal-freisinnige Frau — hat ihrerseits in einem Referat mit Beschwörerstimme darauf hingewiesen, dass im Kanton Luzern 700 Nonnen an die Urnen gehen würden, wenn das Frauenstimmrecht eingeführt sei und dass der Klerus seinen Einfluss auf die Frauen geltend machen werde. Das wäre der Untergang der liberalen Partei. Man sieht: im Komitee der Gegnerinnen wurde von allem Anfang an Politik getrieben — und zwar sehr «zwielichtige» Politik. Der Zweck heiligt die Mittel, hiess es wohl. Also konnten die Hauptexponentinnen ihre fast mittelalterlichen Schreck- und Drohreden unter ganz entgegengesetzten Vorzeichen halten. Einig waren sie aber immer in der mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck gebrachten Feststellung, dass Befürworterinnen niemals rechte Frauen und Mütter sein können. — In solcher recht kämpferischer Atmosphäre rückte der 1. Februar heran. Das Abstimmungsergebnis im Kanton Luzern hat uns keineswegs überrascht. Bei uns wird sehr viel politisiert. Es ist auch gar nicht so selten, dass Frauen sich für Politik interessieren! Bei den bürgerlichen Parteien ist jedoch der Begriff Frauenstimmrecht einfach nicht «salonfähig». Oft wenn man darüber diskutieren hörte, hätte man glauben können, dass unsere Museggmauern noch die Stadt von vor 70 oder 90 Jahren umschliessen. Die gegnerischen Argumente sind so grundverschieden, dass es nie möglich sein wird, sie auf den gleichen Nenner zu bringen. Die Gegner innerhalb der historischen Parteien — es gibt auch dort namhafte und überzeugte Befürworter — haben geglaubt, dass nach dem Entscheid vom 1. Februar die kantonale Vorlage selbstverständlich erledigt sei. Dass dem nicht so ist, erfuhren sie recht bald. Das Kantonale Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht wurde nicht aufgelöst, sondern besteht als Verein weiter. Die Gegnerinnen und Gegner werden erkennen müssen, dass «die alte Platte» immer wieder aufgelegt wird. Wenn man einmal etwas für gut erkannt hat und sich für dieses Gute und Rechte einsetzt, so hört dieser Einsatz nicht mit einem Fehlschlag auf. — Unsere Mitbürgerinnen und Mitbürger müssen sich an den Gedanken gewöhnen, dass das Recht auf Stimmabgabe für die Frauen ein ausserordentlich wichtiges und menschliches Moment ist. Die Lösung durch Einführung des passiven Wahlrechtes würde nicht gerecht sein. Bis das begriffen ist, braucht es noch viel Geduld, aber das Ziel lohnt den Einsatz. Die Tatsache, dass die Gründung des Schweizerischen Verbandes gegen das Frauenstimmrecht die gleiche Initiantin hat wie die Gründung des Luzerner Kantonalen Bundes gegen das Frauenstimmrecht zeigt wohl besser als alle Worte, wie die Situation in unserm Kanton ist. *Johanna Hodel, Luzern*

Schluss der Sonderbeilage Frauenstimmrecht

Können Sie Ihren Mann erheitern? Ist das Aussehen wirklich so wichtig? Allein und doch nicht einsam. Der Einfluss der Frau auf den Beruf des Gatten. Die Frauen leben länger als die Männer. Sind Sie eine anregende Gesellschafterin? Vom Sinn unserer Träume. Eine Geburt in indischem Fürstenhause. Amerikanische Kindererziehung. Wie wird ein Kind gestraft? Furcht vor der Dunkelheit. Diese und viele Dutzend andere Probleme — vom Haushaltungsgeld bis zur Astrologie — werden im Buch

«Was Frauen interessiert ...»

von Gertrud Derendinger

in unterhaltender und treffender Art kommentiert. Der hübsche Band enthält die besten Arbeiten der Autorin, die teilweise in 14 Sprachen und 32 Ländern publiziert wurden. 280 Seiten. Fr. 10.35.

Einige Kommentare aus der Presse:

«Das Buch ist lesenswert, selbst für Männer, und enthält so viel Kluges und Gescheites, dass man es eigentlich jeder Frau schenken sollte.»

«Sachlich knapp, belehrend und dabei doch unterhaltend und anregend sind die Aufsätze geschrieben, die jeder Frau, und sei sie noch so erfahren und perfekt, Neues zu geben vermögen.»

«Man darf das Buch beinahe ein Nachschlagewerk für die Ehefrau und Mutter nennen.»

«Gertrud Derendinger wird nie trocken lehrhaft, sie kennt das Leben in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit.»

«Dabei liest man die mehr als 80 in vorbildlicher Kürze und Klarheit verfassten Kapitel aber wie eine Unterhaltungs- denn als eine Belehrungslektüre.»

Ria-Verlag, Wynigenstrasse 15, Burgdorf (Schweiz)

(Bei Vorauszahlung auf Postkonto III b 555 portofreie Zustellung durch den Verlag.)

Salz als Kult- und Heilmittel

«Im selben Sommer (50 n. Chr.) wurde zwischen den Hermanduren und Chatten ein Kampf ausgefochten, weil die Chatten einen salzreichen Grenzfluss an sich rissen ... aus eingeborenem religiösen Glauben, dass ein solcher Fluss besonders geweiht sei und die Gebete dort von den Göttern am besten erhört würden ...»

So berichtet Tacitus über eine kriegerische Auseinandersetzung zweier germanischer Stämme um das Salz. Vermutlich fand sie an der fränkischen Saale oder an der Werra statt.

Diese Fehde ist nicht die einzige und auch nicht die erste in der Geschichte des Salzes. Solcher Kostbarkeit wegen sind schon öfters Streitigkeiten entbrannt. Des Salzes wegen wurden Verträge geschlossen und gebrochen, weite Strassen gebaut, Pässe erklommen und reissende Flüsse überquert. Dort wo die Erde das Salz freigibt, liegen die ältesten Zeugnisse menschlicher Kultur. Den Urvölkern ist es heilig. Sie verehren es gleich der Sonne und schreiben ihm auch die gleiche Kraft und Nützlichkeit zu. Es ist ihnen in der Tat ebenso lebensnotwendig. Solange sie nämlich von der Jagd und der Fischerei leben, brauchen sie es, um sich durch Einsalzen ihrer Beute vom Jagdglück unabhängig zu machen.

Vor Jahrmillionen überschwemmten Meere das heutige Festland, fluteten dann zurück, verbrackten in riesigen Binnenseen und verdunsteten schliesslich. So entstanden die Salzlager. Teilweise ist dieser Prozess noch nicht abgeschlossen und die stark salzhaltigen Seen sind noch vorhanden, wie z. B. das Tote Meer zeigt.

Bis in die graue Vorzeit zurück gibt es zwei Formen der Kochsalzgewinnung: den Salzbergbau und das Verdampfen salzhaltigen Wassers. Die Germanen z. B. gossen Sole über brennende Holzscheite, so dass sich an den Holzkohlestückchen Salzkristalle ablagerten. So berichten Tacitus und Plinius der Aeltere.

Aber längst vor ihnen schon haben die Völker Salz gewonnen — und zwar auf eine wesentlich fortschrittlichere Art. So steht etwa während der Bronzezeit die Kultur um Halstatt in so hoher Blüte, dass man von einer Halstatt-Zeit spricht. Aus dieser Periode fanden sich in den dortigen Salzbergwerken Holzschaufeln, Fellhauben, Woll- und Leinengewebe, Ledertaschen, Stiele von Bronzebeilen und Reste von Kienfackeln.

Die ersten Spuren einer sehr hochstehenden Salzsiederei führen sogar bis in die Jungsteinzeit zurück. Im Tale der Seille, einem Nebenfluss der Mosel und in der Nähe von Halle an der Saale ist man auf Einrichtungen gestossen, die sich als Vorläufer der heute noch üblichen Salinentechnik bezeichnen lassen:

Quellsole wurde in grosse flache Gefässe geleitet, von denen aus sie über ein Gerüst aus Tonziegeln herabrieselte. Darunter brannte ein Feuer, das das Wasser verdampfte. Die an den Ziegeln sich ansetzenden Kristalle wurden nach gewisser Zeit abgekratzt und die Steine nebenan gestapelt. Man hat in beiden Gegenden ganze Berge solcher Steine gefunden.

Wo Salz gewonnen wurde, herrschte Wohlstand. So ist z. B. Salzuflen um 1500 eine feste Stadt, in der sogar Perückenmacher, Kürschner und Perlensticker ihr gutes Auskommen haben. Solequellen werden zu kulturellen und wirtschaftlichen Mittelpunkten — kultische sind sie schon seit Jahrhunderten — und Ausgang eines lebhaften Handels. Alte Salzstrassen sind Loire, Donau, Elbe, in Deutschland sind es die Strassen nach Halle und Reichenhall.

Die Technik des Salzsiedens bestand damals darin, dass man die Sole in grossen Pfannen erhitzte. Dazu brauchte man Zeit und Holz — sehr viel Holz sogar; denn nur in wenigen Gegenden gibt es Kohle, die sich im Tagebau gewinnen lässt. Als in Deutschland während des 16. Jahrhunderts allgemeine Holzknappheit herrschte, versuchte man hier die Sole durch Meeres- und Steinsalz anzureichern und sogar die Sonne als Wärmequelle heranzuziehen.

Eines Tages besann man sich wieder auf das uralte Prinzip der Gardiermethode, wobei die Konzentration der Sole durch Verdunsten erhöht und gleichzeitig die Verunreinigungen ausgefällt werden: In einem Holzgerüst hängt man Stroh- oder Schilfbüschel auf, später auch Birkenzweigeflechte, über die man die Sole giesst oder in dünnem Strom fliessen lässt. In Deutschland erscheinen als erste Salinenstädte Lüneburg (956), Reichenhall (1163), in Oesterreich Hallein (1177). In der fortschrittlichen Salinentechnik werden damals sogar schon Wind- und Wasserkräfte zum Antrieb der Pumpwerke herangezogen. Mitte des 18. Jahrhunderts führt man Schwarzdorngeflecht ein.

Unser Körper braucht Kochsalz. Jeder weiss, wie schwer es fällt, salzarm zu leben. Wenige aber wissen, dass das, was wir pfundweise kaufen können, für alle Lebewesen ein schweres Gift ist. Gibt man z. B. Säuglingen versehentlich nur ein bis drei Gramm davon, dann leiden sie längere Zeit an Kochsalzfieber. Begleiterscheinungen einer Kochsalzvergiftung sind Haut- und Schleimhautentzündungen, gesteigerte Schweissabsonderung, Haarausfall, Nervenschmerzen u. a.

Gift und Arznei unterscheidet meist nur die Dosis. So finden wir auch das Salz als Heilmittel in der Kulturgeschichte. Der Talmud erwähnt es gegen mancherlei Krankheiten, mit Oel und Sauerteig zubereitet gegen Mundfäule und auch äusserlich in Salben. Vermutlich exportierten die Juden sogar Salz, das sie aus dem Toten Meer oder in Salztälern einiger Wüstengegenden gewannen. Nach Jos. 15, 62, gab es Salzstädte — auch die Salzsteuer muss schon bekannt gewesen sein.

Im altindischen Heilschatz wird Salz ebenfalls erwähnt. So kannte man dort ein desinfizierendes Mundwasser, das neben Asche und Gewürzen auch Kochsalz enthält. In manchen Gegenden des Landes blühen zur heissen Jahreszeit Mineralien aus dem Boden aus — neben Salpeter, Pottasche usw. auch Kochsalz, das man einsammelte und reinigte.

Die altbabylonische Medizin kannte gleichfalls Kochsalz als Heilmittel. Von den Aegyptern ist überliefert, dass sie Körnchen aus reinem Salz als Grundlage für Kinderzäpfchen verwendeten. Die Griechen benutzten Salzlösung als abführendes Klistier — oft zusammen mit Milch und Linsenabkochung. Plinius der Aeltere beschäftigte sich in seiner 37bändigen Naturgeschichte gleichfalls mit dem Salz als Arznei. Um das «Faul- und Angefressenwerden» zu vermeiden, empfiehlt er u. a. morgens nüchtern ein Körnchen davon unter der Zunge zergehen zu lassen. Der berühmte Epheser Menius Rufus erwähnt Kochsalz als karlesverhütendes Mittel.

Was alle diese Völker aus Erfahrung wussten, formuliert Paracelsus (1491—1541) so: «Nur das Salz bewahrt jedes Ding vor der Fäulnis, Lebendiges und Totes.» So empfiehlt er Salzwasser zur Wunddesinfektion. Pierre Fauchard (1670—1762), der Begründer der wissenschaftlichen Zahnheilkunde, beschreibt in seinem beachtenswerten Buch «Le chirurgien dentiste ou traité des dents» einen «Liqueur pour les dents», der u. a. auch Kochsalz enthält. Viele bedeutende Zahnärzte nach ihm bestätigen Salz als Mundreinigungsmittel und die Wirkung auf die entzündete Gingiva. Vor einigen Jahren wurde eine Zahnpasta entwickelt, die sich auf diesen Erfahrungen aufbaut.

Anfang des 18. Jahrhunderts kommt aus England die Kunde, es sei gesund, im Meer oder im Salzwasser zu baden und dabei das feinst versprühte Salz einzuatmen. Zu dieser Zeit entstehen überall nahe alter Salzwerke heute z. T. weltberühmte Heilbäder. In Deutschland sind es neben den erwähnten Salzuflen beispielsweise Nauheim, Reichenhall, Ems, Soden u. a. Charakteristisch sind dort die meist langgezogenen Hallen, in deren Innerem zwischen Holzgerüsten Schwarzdornblöcke aufgestapelt sind — grau von Gipsablagerungen oder rostrot von Eisenrückständen, die beide mit in der Sole enthalten sind und sich als schwerlöslicher Bestandteil abgesetzt haben. Darunter sind Auffangbehälter mit Sole angefüllt. Die umgebende Luft ist mit feinstverteiltem Salz angereichert und auch im Sommer angenehm kühl. Meist sind diese Anlagen von überdachten Wandelgängen umgeben, so dass der Kurgast auch bei schlechtem Wetter sich dort aufhalten und inhalieren kann.

So wurde das Salz vom Kult- zum Arzneimittel. Bei vielen Krankheiten ist es oft die einzige Möglichkeit, Linderung und Heilung zu schaffen.

G. Döderlein

Was das Herz leisten muss

Kleine Herzkunde für Laien

Trotz aller Fortschritte ist es der Technik noch nicht gelungen, einen Motor zu konstruieren, der es mit den Arbeitsleistungen des Herzens aufnehmen könnte.

Ungefähr 350 g ist das Herz des Mannes schwer, 250 g das der Frau. Unermüdlich schlägt es. Vom Beginn des Lebens bis zum Tode, Stunde um Stunde und Jahr für Jahr. Diese Leistung ist einfach erstaunlich.

Rund 100 000 mal schlägt das Herz pro Tag. Mit jedem Schlag drückt es im Ruhestand des Körpers 50 ccm Blut in die Gefässe; 5000 Liter in einem Tag. Das entspricht dem Inhalt von 50 grossen Bierfässern. Etwa 5 Liter Blut hat der Mensch. Diese Menge muss 1000 mal pro Tag durch den Körper geschickt werden. Im Laufe eines Jahres sind das fast 1,9 Millionen, nach 70 Lebensjahren mehr als 130 Millionen Liter, die durch das Herz bewegt werden. Das ist der Inhalt eines Teiches, der 100 m lang, 130 m breit und 10 m tief ist. Ein Herz schlägt 36,5 Millionen Mal im Jahr, 2,5 Milliarden Mal im Laufe eines 70jährigen Lebens.

Die Herzarbeit wird pro Kontraktion auf 0,2 mkg geschätzt. Bei 70 Schlägen in der Minute sind das 20 000 mkg an jedem Tag. Dieser Wert entspricht etwa dem vierzigsten Teil des gesamten Energieumsatzes des Körpers. Dabei macht das Herz nur ein Zweihundertstel des Körpergewichtes aus. Es verbraucht aber auch rund 10 Prozent des sauerstoffreichen arteriellen Blutes für sich selbst. Die Energiemenge der Herzleistung an einem Tage würde ausreichen, einen 70 kg schweren Menschen 280 m hoch zu heben. Das ist etwa so hoch wie der Eiffelturm.

Das Herz befördert das Blut nicht nur in die Gefässe. Es gibt ihm auch eine Beschleunigung mit auf den Weg. Die Umlaufzeit des Blutes dauert etwa 1½ Minuten. Mit 40 cm/sec. ist die Geschwindigkeit in der grossen Körperschlagader am grössten. In den mittleren Blutgefässen beträgt sie etwa 16 cm/sec, in den kleinsten Arterien 0,28 und in den Kapillaren 0,05 cm/sec. Würde man alle Blutgefässe des Körpers eines Menschen aneinander reihen, so würden sie von Paris bis nach Moskau reichen. Das sind 2400 Kilometer. Ueber solche Strecken muss das Herz das Blut pumpen. Wie kann es aber diese Arbeit auf die Dauer schaffen? Nun, es arbeitet ganz rationell. Regelmässige Pausen werden konsequent eingehalten. Bei 70 Schlägen in der Minute dauert der einzelne Herzschlag 0,86 sec. Er beginnt mit dem Zusammenziehen der Vorhöfe. Dadurch strömt das Blut in die Herzkammern. Zeitdauer etwa 0,16 sec. Die Vorhöfe erschlaffen wieder, die Kammer zieht sich zusammen und drückt das Blut in die Hauptschlagader. Das geschieht in 0,3 sec. In den folgenden 0,4 sec. sind sowohl Kammern als auch Vorhöfe erschlafft. Das Herz befindet sich im Ruhestand. Es erholt sich von seiner Arbeit. Dann beginnt die Herzarbeit von neuem. *Dr. Clausen (bios)*

Gebrechliche in der Literatur

Die Monatszeitschrift für Gebrechlichenhilfe «Pro Infirmis» hat ihren 18. Jahrgang mit einer anregenden literarischen Nummer begonnen. Das Gebrechen als Schicksal hat die Dichter aller Zeiten beschäftigt. Im Juliheft «Pro Infirmis» geben u. a. Max Bollinger, Jakob Bossart, Pearl Buck, Hans Carossa, Ricarda Huch, Mary Lavater-Sloman, Zenta Maurina, Maria Waser einen kleinen Einblick in die Auseinandersetzung Behinderter und ihrer Umgebung mit der alten, immer wieder neu zu lösenden Frage nach dem Sinn solcher Schicksale. Nr. 1, Juli 1959, «Pro Infirmis», Fr. —.80 plus Porto, Postfach Zürich 32.

Hermelin-Fussemulsion
Hermelin-Händebalsam

sind bewährte Hausspezialitäten der **Drogerie Ida & Clara Kamber, Basel.** Freiestrasse 29 Telephon (061) 23 63 62

(Fortsetzung von Seite 2)

widern. Gelegentlich kam es auch zu einem Viertelstündchen des Plauderns auf der Bank vor einem der umliegenden kleinen Heimwesen, und stets hiess es beim Abschied: «Auf Wiedersehen im nächsten Sommer, Frau Professor!» — «So Gott will», pflegte die Frau mit feinem Lächeln dann zu sagen, «es kann ja leicht auch das letztemal sein heuer.» Oft liess sie den Blick liebevoll über die Landschaft gleiten, als müsste sie noch einmal, vielleicht zum letztenmal, die Schönheit der Natur in sich aufnehmen. All dies aber geschah ohne Rührseligkeit; denn sie war eine gläubige Frau und bereit, dem Ruf zu folgen, wenn ihre Zeit gekommen sein würde.

«Ich habe wieder in den Brautbriefen gelesen, die ich auch hier stets bei mir habe. Siehst du!» sagte sie eines Tages, indem sie die Schatulle wieder öffnete und mir ein kleines Bündel vergilbter Briefe zeigte, das mit schmalem blauem, verblasstem Seidenband umwickelt war.

«Ja, damals, als mein lieber Georg um meine Hand anhielt, war er ein hübscher junger Mann von zweiunddreissig Jahren, und ich ein kaum der Schule entwachsenes Mädchen.» Behutsam löste sie das Band und entfaltete den zuoberst liegenden Brief; wie im Selbstgespräche fuhr sie fort: «Unsere Mütter waren befreundet, und so hat er mich schon als Kind gekannt und — wie er mir später gestand — mich lieb gehabt, seine zukünftige Braut in mir gesehen. Diesen Brief mit seiner Werbung — er war vor kurzem Professor geworden — liess er durch seine Mutter der meinigen in unsere thüringische Heimat senden. Als sie ihn erhielt, war Georg bereits fern der Vaterstadt, in Italien, denn, so hatte er seiner Mutter anvertraut, er wollte eine Absage nicht zu Hause empfangen, es hätte ihn zu sehr geschmerzt. Der Gute! Natürlich erhielt er meiner Mutter Ja und das meinige dazu, und so bin ich mit neunzehn Jahren seine Braut geworden. — Hier», sie griff nach dem nächsten zusammengefalteten Blatt, «sein erster Brief als Verlobter. Hör, was er schreibt. — ‚Wie gerne möchte ich Dich in meine Arme schliessen und Dich küssen, der ich noch nie ein Mädchen geküsst habe. Und nun ich es tun könnte, liegen etliche hohe Berge dazwischen ...' Die alte Frau wischte sich die Augen und legte den Brief behutsam nieder.

«Bald haben wir geheiratet. Die Hochzeit fand in meiner Heimat statt, und hernach trat ich meine erste grosse Reise in meine neue Heimat an. Denke aber nicht, dass ich die Vaterstadt meines Liebsten vom Bahnhof kommend betreten habe! Es war eine grosse Ueberraschung für mich, dass wir schon ein paar Stationen früher die Bahn verliessen. Im kleinen Ort stand ein Einspänner für uns bereit, und so sind wir, glücklich und vergnügt, durchs grüne Land unserem Ziel entgegengefahren. Das sind nun fünfundsechzig Jahre her.»

«Und du hast dich hier von Anfang an glücklich gefühlt?»

«Wie hätte es anders sein können! Hat Georg doch alles getan, um mir die Fremde rasch zur Heimat werden zu lassen; seine Verwandten und Freunde haben das ihrige dazu beigetragen. — Ja, wir waren glücklich, ein ganzes Leben lang! — Begreifst du nun, dass ich diese Briefe immer wieder lese und sie auch hierher mit mir nehme, seit Georg mir vorangegangen ist ...?»

Es waren meine letzten Ferientage mit der alten Frau. Im nachfolgenden Frühling ist sie dem geliebten Gatten nachgefolgt. Die Brautbriefe hat man ihr mit ins Grab gegeben. *E. M. -te*

Bücher

Gunther Schärer: «Wir sind nicht klug genug.» Roman. Orell-Füssli-Verlag, Zürich.

Nein, wir Menschen sind nicht klug genug. Deutlich beweisen das vier ehemalige Klassenkameraden, die einige Ferientage auf einer Alp im Bündnerland verleben und sich aller Fesseln des Alltags entledigen. Die geplante, aber misslungene Besteigung des Berges der Venus stellt sich als ein vergnügliches Erlebnis der Männer da, die durch die wechselvollen Geschehnisse ihre gute Beziehung erhärten. Wie aber Steinschlag und andere Hindernisse die Eroberung des Berges verhinderten, so gelang es ihnen bisher ebenfalls nicht, ihr Leben zur vollen Zufriedenheit zu meistern, weil sie glaubten, durch Verstand und Berechnung dem Leben Sinn und Fülle zu geben und nicht durch die geläuterte Liebe, die der Zusammenklang der Geschlechter entfacht. Gunther Schärer, der früher schon im Kanton Bern mit einem Literaturpreis ausgezeichnet wurde, ist ein vielversprechendes Talent, das sich vor allem in den eingebetteten vier glanzvollen Novellen dokumentiert. Sind wir klug genug, um aus diesem Brunnen Klugheit zu schöpfen?

Die wertvollen und beliebten Bircher-Benner-Handbüchlein

Es handelt sich um die im Bircher-Benner-Verlag Zürich-Erlenbach und Bad Homburg erschienenen Nr. 6 «Für Frischsäfte und Rohkost» und Nr. 7 «Für Herzkranke», die — zusammengestellt von Mitarbeitern der Privatklinik Bircher-Benner — herausgekommen sind. Ersteres befasst sich mit der Rohkostkur und gibt über die Dosierung, wie die Reaktionen auf Frischkost-Umstellung und deren Behandlung, über die Möglichkeiten einer Gewebeverjüngung durch Rohdiät in leichtverständlicher Weise Aufschluss, wie zudem über die Zubereitung und Reinigung der für unseren Organismus so wichtigen Frischkost. Früchte und Gemüsefrüchte, Blattgemüse, Wurzel- und Knollen- und andere Gemüse werden hinsichtlich ihrer ganz besonderen Behandlung erklärt. Auch das Kapitel «Von der Bircher-Raffel zur elektrischen Küchenmaschine» wird uns interessieren, ferner merken wir uns die verschiedenen Zubereitungsformen im Hinblick auf Rohkost-Therapie, mit Behandlungsanzeigen und Angaben über Wirkung, Dauer und Menge sowie die zahlreichen Menus und Rezepte. — Beim Handbüchlein für Herzkranke geht es um Diätanleitungen für gesunde und kranke Tage aus einem ärztlichen Zentrum modernster Heilkunst. Regeln für die Durchführung salzfreier und salzarmer Diät in der Küche mit Tabellen über Nahrungsmittel mit niedrigem und solche mit hohem Natriumgehalt ergänzen den übrigen Text. Zahlreiche Diätrezepte und Menus gestalten das kleine Werk zu einem handlichen Merkbuch für alle jene, die für sich selbst, für Familienangehörige oder für Heiminsassen Diätkost für Herzkranke zuzubereiten haben. — In Vorbereitung sind ähnliche Handbüchlein für Rheuma- und Arthritis- sowie für Nieren- und Blasenkranke. Bereits erschienen sind die folgenden Bircher-Benner-Diätbücher: For Leber- und Gallen-, für Magen- und Darmkranke, sowie für Arteriosklerose- und Blutdruckleidende, dann «Essensfreude ohne Kochsalz» und «Gesund und schlank bei guter Kost». — Bereits in der 5. Auflage erschienen ist das von Ruth Kunz-Bircher verfasste Bircher-Benner-Kochbuch mit über 1000 Rezepten, Menus und Speiseplänen für alle Mahlzeiten, Diätteil ingegriffen. -w.

Die Frau in der Kunst

Im Schweizerischen Festspielorchester, das die Konzertabende der Luzerner Internationalen Musik-Festwochen vom 15. bis 29. August bestreitet, finden wir bei den Violinen: Pierrette Briquet, Anne-Marie Grunder, Luise Schlatter, Rosmarin Schulthess, Magda Tölössy und Andrée Wachsmuth; bei den Bratschen: Tatjana Schibler; bei den Celli: Gabrielle Montandon; bei den Flöten: Regula Staub; bei den Harfen: Emmy Hürlimann (Solo) und Noëlle Rothenbühler. Im Philharmonia Orchestra of England, das für die weiteren Konzerte bis zum 10. September gewonnen wurde, wirken mit bei den 1. Violinen: Jessie Hinchliffe, Marie Wilson und Lorraine Du Val; bei den 2. Violinen: Kathleen Sturdy, Pierrette Galeone und Henriette Canter; bei den Bratschen: Nancie Brown und Anne Wolfe; bei den Celli: Norina Semino und Dorothy Browning; bei den Harfen: Renata Scheffel-Stein. Bei den Kammermusikabenden des Festival Strings Lucerne sind wie früher bei den Violinen: Mechthild Löwer, Brigitte Seeger und Christa Zecherle; und beim Collegium Musicum Zürich bei den Violinen: Verena Brockmann, Margrit Essek, Vreni Howald, Lotte Kraft, Lore Spörri, Rosmarin Schulthess, Marta Stierli, Heidi Sturzenegger und Else Stüssi; bei den Bratschen: Hedwig Schoop; bei den Flöten: Ursula Burkhard. Weibliche Orchestermitglieder sind also eine Selbstverständlichkeit geworden — während kein weiblicher Dirigent in Luzern angezeigt wird (warum nicht einmal Hedy Salquin?) und als einzige Instrumental-Solistin Clara Haskil, die allerdings Unersetzliche. Für den Gesang freilich sind berühmte Künstlerinnen aufgeboten worden: Irmgard Seefried und Maria Stader, Lisa Della Casa und Elisabeth Schwarzkopf sowie Annemarie Jung, Christa Ludwig und Agnes Giebel. M.

*

Im Rahmen der Luzerner Kunstmuseum-Ausstellung «Moderne Wandmalerei in der Schweiz» sind bis zum 11. Oktober u. a. Werke von Trudy Egender (Meilen), Ursula Fischer-Klemm (Dottikon), Elsbeth Gysi (Bern), Rosetta Leins (Ascona), Carlotta Stocker (Zürich) und Denise Voita (Lausanne) zu sehen. Im Wegweiser durch die Schweizerische Wandmalerei seit 1940, der gesamthaft die Kunstinteressenten, Architekten und zukünftigen Auftraggeber orientieren soll, sind ferner erwähnt Marguerite Ammann (Basel), Helen Dahm (Zürich), Cornelia Forster (Sala Capriasca), Marguerite Frey-Surbek und Nanette Genoud (Lausanne). — Unter den zu den Luzerner Internationalen Musik-Festwochen erschienenen Pressevertretern befinden sich zahlreiche Journalistinnen, so für Bern: Dr. Ch. v. Dach (Bund), B. Stocker (Neue Berner Zeitung), Langenthal: Dr. A. Langhoff (Langenthaler Tagblatt und Oberaargauer), Luzern: R. Steinegger (Kompass), Z. Keller (Musik. Jugend), Liestal: S. Plattner (Basellandschaftl. Zeitung), Olten: Z. Keller (Morgen), Stans: Li Helfenstein (Nidwaldner Volksblatt), Winterthur: R. Wolfensberger (Landbote und Reformatio, Zürich), B. Wehrli und Dr. N. Jollos (Schweizer Frauenblatt), Zürich: Dr. E. Brock-Sulzer (Tat) und I. Kleiner (Volksrecht), Zug: Dr. M. Hercz — sowie Genf: Gabriële de Agostini (La Suisse). Aus dem Ausland kommen: Pamela Reid (Südafrika), Claire Hugon (Brasilien), Kathryn Sextond Brown (Los Angeles, Vereinigte Staaten), Denise Bourdet (Figaro Littéraire) und Etienne Journiac (Agence France Presse) aus Paris, M. Tibaldi Chiesa (Rom). — Das Zürcher Stadttheater hat zwei Holländerinnen Maria van Dongen (Jugendlich-Dramatische) und Cora Canne Meijer (Opern-Altistin), eine Perserin Farah Afiatpour (Koloratursängerin) und eine Deutsche Sieglinde Kahmann (Opernsoubrette) in sein Winterensemble verpflichtet. M.

*

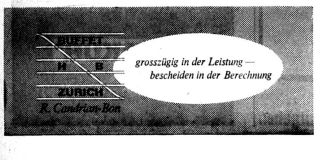
In Frankreich ist augenblicklich die Tendenz weiblicher Romanschriftstellerinnen besonders ausgeprägt. In den letzten Wochen erschienen nicht weniger als acht Werke und zwar in den grössten und berühmtesten Verlagen von Paris: Flammarion, Gallimard und Julliard, letzter der Entdecker von Françoise Sagan. Die Bücher fanden teilweise ausserordentliche Beachtung, so «Brève Arcadie» von Jacqueline Harpman, einer Belgierin. Zugleich veröffentlichen die Editions du Seuil eine neue Biographie von Madame de La Fayette, der ersten bedeutenden Romancière des Landes überhaupt, deren «Princesse de Clève» als Prototyp des Frauenromans seit dem 17. Jahrhundert, trotz Georg Sand und Colette, unerreicht geblieben ist. — Am 9. August las Maria Becker über den Sender Beromünster Prosa und Gedichte von Else Lasker-Schüler, die — als Jüdin aus Deutschland vertrieben — in Israel gestorben ist (dem damaligen Palästina) und nun heute als die «grösste Lyrikerin, die Deutschland je hatte» von Gottfried Benn erklärt wird. Unter dem Motto «Es weinen über unsere Welt die Engel in der Nacht. Sie läuterten mein Herz, die Fluren zu versüssen, und liessen euch in meinen Versen grüssen», stand die Gedenkstunde, in der die vollkommene Sprecherin und seelenvolle Künstlerin Becker in kongenialer Weise die wunderbaren Gedichte einer Frau deutete, deren betrübliches Schicksal ihrem poetischen Talent nichts anhaben konnte, es vielmehr noch vertiefte. M.

*

Bei dem von Yehudi Menuhin veranstalteten Festival 1959 in Gstaad wirken neben dem Künstler selber seine Schwester Hephzibah (Klavier) mit, die Pianistin Lory Wallfisch sowie die Sängerinnen Flora Wend, Virginia Hunter, Jolanda Rodio, begleitet von Nadia Boulanger, die ein Werk von Lili Boulanger zu Gehör bringen werden. — Die am 1. August in Sitten begonnene und hier jeden Abend wiederholte Veranstaltung «Sitten im Licht seiner Sterne» beschäftigte als Sprecherin der Kapelle Allerheiligen die französische Künstlerin Madeleine Renaud und in anderen sprachlichen Aufgaben die beliebten Waadtländer Radio-Mitglieder Marguerite Cavadaski und Jane Rosier. — Anne Fontaine, die bekannte Lausanner Dichterin, schrieb eine Biographie und poetische Würdigung des cubanisch-französischen Armand Godoy, die soeben im Verlag Grasset (Paris) erschien. M.

Die Internationalen Sommerkurse

des Schweizer. Berufsverbandes für Tanz- und Gymnastik, dessen Sekretariat sich in Basel befindet, wurden traditionsgemäss im Zürcher Rigiblick veranstaltet und vereinigten hier über 70 Teilnehmer aus zahlreichen Ländern wie Schweden, Dänemark, Finnland, Griechenland, Frankreich, Belgien, Israel, der Tschechoslowakei und natürlich der Schweiz selber. An Stelle von Anna Sokolov, die in den letzten Jahren die amerikanische Tanz-Technik und Entwicklung gelehrt hatte, kam, ebenfalls vom Martha-Graham-Ballett, Pearl Lang, um die Tendenz des heutigen Amerikas einer grossen Zuhörer- und Mitwirkenden-Schar zu deuten. Für den das Klassische Ballett vertretenden Victor Gsovsky erschien der mit dem Jungen Ballett, Zürich, von Herta Bamert zusammenarbeitende Harijs Plucis (London), und aus Schweden erschienen Trude Engelhart (Bewegungslehre für Gymnastik), wie aus Deutschland Gisela Reber (Nationaltanz). Die sehr aufgeschlossen-jugendlichen wie die erfahrenen älteren Beteiligten fanden sich die vortrefflicher gemeinsamer Arbeit zusammen, und so dürfen die 14tägigen Kurse als besonders erfolgreich angesprochen werden. Es scheint uns indes etwas unerfreulich, dass sich neuerdings, vor allem in Deutschland, Konkurrenzunternehmungen aufgetan haben, die kommerzielle Angelegenheiten mit den künstlerischen Absichten verbinden —, und dass z. B. Rosalia Chladek und Gsovsky die Schweizer Arbeit zugunsten anderer verlassen haben, ist sicher nicht lobenswert. Die eigentliche Idee solcher Ueberprüfungen des Könnens mit Anregungen anderer Richtungen und Stile ist vor über 10 Jahren von dem Schweizer Berufsverband ausgegangen, und nun kommen die bisher geleisteten Anstrengungen Auswärtigen zugute. Hoffen wir, dass im nächsten Jahre die Schar der an unseren Sommerkursen Teilnehmenden sich wieder ansehnlich vergrössert. M.



Frauen in andern Ländern

Bei den dänischen Hausfrauen

Es ist gemütlich bei den dänischen Hausfrauen, in ihren Familien, sei dies nun irgendwo im weiten grünen Bauernland, der Küste entlang oder in der Stadt der Türme und Brücken am Sund, in Kopenhagen.

Wie machen sie es nur, dass ihnen die Besorgung des Haushalts, die Betreuung der Familie bis in die Belange der Erziehung hinein so scheinbar spielend leicht von der Hand geht? Wir dagegen mühen und morksen uns ab, sind ernst, verkrampft, nervös dabei, und es sieht oft wirklich aus, als wäre längst die gute Laune zu Grabe getragen worden und wir hüllten uns um sie in tiefe Trauer.

Es gelüstet mich, zwei Aussprüche dänischer Hausfrauen hier wiederzugeben. Der eine: «In der Schweiz riecht es immer so gut nach Bodenwichse.» Der andere: «Merkwürdig, dass es in der Schweiz so viele Junggesellen gibt.» Meine Reaktion war die folgende: «Viele Junggesellen? Davon weiss ich nichts. Wie kommen sie darauf?» «Oh», wurde mir erwidert, «wenn wir abends ins Restaurant oder ins Café gingen, haben wir immer so viele Männer gesehen, selten Frauen, und wir dachten, dass diese Männer, die den ganzen Abend dort blieben, bestimmt keine Frau gefunden und daher kein Zuhause hatten.»

Am Ende besteht gar zwischen den beiden Aussprüchen noch ein innerer Zusammenhang. Möglich wäre es.

Nun ist es aber so, dass es in Dänemark viel weniger sogenannte Nur-Hausfrauen gibt, weil eben die dänische Frau meistens mitverdient und bis in die höchsten Stellungen hinein erfolgreich berufstätig ist. Hausangestellte sind schwer zu finden und müssen mit hohen Löhnen bezahlt werden, so dass der Haushalt eben doch der Frau und Mutter zur bewältigenden Aufgabe überlassen bleibt. Ist eine verheiratete Dänin nicht berufstätig, so ist sie bestimmt Mitglied eines Vereins und bekleidet dort eine Charge, die ihr mancherlei zu tun gibt; sie ist Gemeinde- oder Schulrätin, Präsidentin oder Aktuarin irgendeiner sich mit sozialen oder kommunalen Fragen befassenden Kommission, Mitglied eines Jugendlichen-Gerichts, Film-Zensorin, Wirtschaftsberaterin oder dergleichen, und immer wird es für sie nötig sein, die Arbeiten in Haus und Garten in wohlüberlegter Planung selbst in Angriff zu nehmen und durchzuführen.

Wie nun gelingt es diesen sich so gerne übertrieben bunt kleidenden, gerne plaudernden und lachenden, von Haus aus schon gemütlichen Frauen Dänemarks bei all' dem Vielen, das sie zu tun haben, eine so ansteckend heitere und dem Herzen wohltuend sorglose Atmosphäre in ihrem Heim nicht nur auf gewisse Gelegenheiten hin, sondern dauernd zu schaffen?

Vielleicht, dass wir dem Geheimnis auf der Spur sind.

Nach Bodenwichse jedenfalls wird es kaum riechen. Dies nicht, weil etwa die Böden nicht sauber wären, sondern weil die Dänin eine Vorliebe für die aus ähnlichen Gründen auch bei uns immer mehr sich einführenden sog. «versiegelten» Böden hat, die nur ein rasches «Aufnehmen» mit feuchtem Lappen erfordern, kein Kreuzschmerzen erzeugendes, frauengesundheitsschädigendes Spänen, kein Wichse-Einstreichen, kein Blochen mehr, eine Frauenschwerarbeit übrigens, die vielleicht nur noch im Lande Tells so durchgehend und gründlich besorgt wird. Nun aber sind die Nordländerinnen entweder grössere Egoistinnen oder wurden zu heroischer Aufopferung nicht so bewusst und gut erzogen wie wir Schweizerinnen, indem sie nämlich die so ersparte Kraft und Zeit anderweitig zu ihrem eigenen Wohle nutzbar machen. Sie setzen sich in einem bequemen Stuhl oder kuscheln sich in die Ecke der Couch und lesen. Sie gehen spazieren. Sie gehen zu Besuch oder erwarten Besuch. In Dänemark auf Besuch gehen, Besuch erwarten, ist immer etwas Frohes und Gefreutes, und doch ... entsteht kein geschäftiges Vorbereiten daraufhin. Nicht das, was aufgesetzt und wie's aufgetischt ist und was die Besucher dazu sagen, ob's ihnen gefällt oder nicht, ist die Hauptsache, sondern: Die Menschen, die da sind, das gesprochene Wort, das gesungene Lied, die ganze unbekümmerte Geselligkeit, die jeweilen herrscht.

Wir wissen, dass der dänische Arbeitstag sich anders einteilt als der unsere, dass es in den Schulen und Betrieben nur eine kurze Mittagspause gibt, da die mitgebrachten Smörrebröds verzehrt werden, dazu vom Betrieb spendierter Kaffee, rohe, pasteurisierte Milch. So fällt das grosse Mittagskochen für die Dänin ganz einfach weg. Abends aber, um fünf Uhr, wenn Feierabend ist, wenn in fast unübersehbaren breiten Kolonnen die Vehikel und Fahrräder, die Fussgänger aus dem Herzen der Millionenstadt in die Aussenquartiere heimzustreben, geht es an ein fröhliches Kochen, wird das Abendessen zum beinahe festlichen Familienmahl gestaltet. Wo nun beispielsweise, was oft der Fall ist, ein Ehegatte, sei er nun Ingenieur oder Bauarbeiter, Mechaniker oder Lehrer, Kaufmann oder Angestellter, v o r seiner Gattin zu Hause eintrifft ... wird dieser Herr der Schöpfung sich eine Schürze umbinden, die Armel zurückkrempeln und mit dem Zubereiten des Essens beginnen. Es macht ihm einen Riesenspass, jene süsse Brühe zu kochen, die zu essen uns leider, weil wir so ganz und gar nicht daran gewöhnt sind, immer Mühe bereitet, aus Beeren oder Aepfeln, und er sieht zu, dass genügend Biskuits in der dampfend heissen klaren Fruchtsuppe schwimmen, wenn sie in die Teller angerichtet wird. Kommen die Kinder heim, so legen auch sie, Knaben und Mädchen, mit Hand an. (Kochen ist in den dänischen Schulen auch für Knaben ein obligatorisches Fach.) Die heimkehrende Mutter wird noch prüfen, ob die Kartoffeln gar, die Hakkeböf-Koteletten nichtig gewürzt sind und ob die herrliche Rote Grütze die gewünschte Konsistenz habe, dann geht sie rasch unter die Dusche, zieht sich blitzschnell um, worauf sie sich in froher Laune an den bereits möglichst auf der Terrasse oder im Freien gedeckten Tisch setzt und der berühmte lange dänische Familienfeierabend beginnt.

So geht es mit der Wäsche, mit dem Bügeln, so geht es mit dem Teppichklopfen, dem Fensterreinigen, dem Einkochen, dem Kommissionenmachen, und wir haben das Geheimnis herausgefunden: Die dänische Hausfrau ist eine dänische Haus-Familie. Klar, dass dann nicht so viele «Junggesellen» in den Restaurants sitzen können. Sie hätten gar nicht Zeit dazu, aber ... so sagen sie selbst ... es würde ihnen auch keinen Spass machen. Was ihnen Spass macht, ist die absolut freiwillige, auf einer Art kameradschaftlichen Basis beruhende Mithilfe im Haushalt, dies vielleicht die Folge einer etwas anderen Erziehung (durch das Erleben am Beispiel!) und möglicherweise auch der sich im obligatorischen Unterricht in der Knabenzeit angeeigneten Kochkenntnisse. *bwk*

Vom echten Spazierengehen

Es gibt Gepflogenheiten, die waren uns noch bis vor kurzem vertraut, heute werden sie uns fremd. Das Spazierengehen wird mehr und mehr durch die «Ausfahrt» im Wagen ersetzt; beides scheint ähnlich, und doch trennt eine Welt das eine vom andern. Das Spazierengehen beginnt von einem Wohnort aus, das gemächliche Gehn wohnt in diesem Tun, das Schlendern, das Erkunden. Der Spaziergänger umgeht den Ort, in dem er wirkt, lebt, Kinder hat, in dem das sich vollzieht, was man den «Kreis des Lebens» nennt. Auch das Bedürfnis, sich gewisser Dinge zu «vergewissern», gehört zum Spazierengehen, wenn auch nur am Rande. Der Spaziergänger — es kann keinen Spazierfahrer geben, das Wesentlichste würde sich dabei fortmachen, auflösen — ist «mit seinen Füssen verbunden». Unsere Väter kannten noch die Kunst des Spazierengehens; das Wandern war gleichsam der grössere Vetter dieses Unternehmens; was hier ein leichtes, nicht verpflichtendes Vortun, eine Etüde war, verlängerte sich dort ins Grosse mit einem Hintergrund von Nichtmehr-Vertrauten.

Zugegeben: das Spazierengehen auf den breiten Strassen ist nicht mehr möglich. Sie gehören den Schlenderern nicht mehr. Die Möglichkeiten haben sich verengt, zumindest kann man sich nicht überall arglos ergehen. Auch findet der Spaziergänger die einladende sonntägliche «Détente» von einst nicht mehr vor. Er muss, betritt er die Strasse, sogleich gerüstet sein mit Vorsicht, mit Argwohn: er könnte überfahren werden. Das liegt dem Spaziergänger im Grunde gar nicht. Aus diesem Grunde ist etwas verrückt in seiner Konzeption. Erst da, wo die kleinen Wege beginnen, hinter der «Mühle im Grund», die sich behauptet hat, am Fusse eines Hügels, der die Stadt überragt, verlässt ihn die Nervosität.

Hinzu kommt ein geistiger Gestaltwandel. Die meisten unter diesen, die etwas zu Fuss unternehmen, mit andern Vorzeichen gewissermassen, haben nicht mehr die gleichen Beziehungen zu den sie umgebenden Dingen. In der stürmischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte ist die Anschauung eine andere geworden. Der enge Wohnraum, das zunehmende Umrechnen in nützbare Werte, eine Technik oder besser Technizität, die selbst uralte Gemeindestrukturen überrennt, die Aufstockung ins «Wissenschaftliche» bringen es mit sich, dass der Gänger sich immer mehr an «Realitäten» hält. Der Spaziergang ist nur zu oft zu einem «Luftschnappen», einem dürren «Kulissenwechsel» geworden, in dem es klirrt wie metallene Blechwände im Wind. Der nahe Fluss ist das Jahresobjekt von Berechnungen geworden: er soll eine Barrage bekommen, eine nahe moderne Fabrik ist ein «Sozialfaktor» von hoher Bedeutung. Zementschleifen im Wald machen bewusst, dass die Stadtverwaltung mit Nachdruck kämpft — auch als Luftkurort gewürdigt zu werden.

Nur zu oft werden Dinge «abgeschätzt»: Wald, Halde, Bäume werden als «solche», ohne ihre Verflechtung ins Höhere, ins Planetarische gesehen, nicht mehr als Zeichen, die zu einer Sinngebung führen könnten.

Nun sind aber «Realitäten» dürre Fakten, die die Seele nicht erschüttern oder zumindest nicht beglänzen. Es ist vielleicht daher nicht ganz überflüssig zu erklären, dass der Spaziergänger von heute — denn er ist nach wie vor vorhanden — sich stärker der irrationalen Seite solch löblichen Tuns bewusst werden muss, will er etwas erhalten oder wiedergewinnen. Er ergehe sich also mit einem gewissen Willen, aus dem Zweckhaften des täglichen Tuns herauszukommen. Natur ist immer noch mehr als ein errechenbares Wertobjekt. Sie ist Weltleben, sie ist Schöpfung. Jeder Spaziergang — und führe er nur längs der Häuser hinter den Gärten entlang — ein tändelnder, aber keineswegs ganz absichtsloser Versuch, solche Weltschöpfungs-Atmosphäre wiederzugewinnen.

Auch die heute grausam zu kurz kommende Phantasie darf wiederanknüpfen. Das Sausen hoher Tannen ist keine «alte Platte» und keineswegs mit einer physischen Formel hinlänglich erklärt: es ist ewig neu, es ist zaubrisch. Steine, Schmetterlinge sind keine klassifizierten Objekte, sie haben etwas anderes vor, als nur Steine, nur Schmetterlinge zu sein, sie sind Zeichen einer grösseren Schrift, die zu entdecken die Wissenschaft als solche ohnmächtig ist. Wir wollen nicht so weit gehn zu behaupten, der echte Spaziergänger müsse ein Künstler sein; ihm verwandt ist er aber in jenem Verstand, dass er entdeckt und seine Erlebnisse in einen grösseren Zusammenhang einzureihen, ja einzuordnen weiss. Solcher Spaziergang wird zu einer Uebung, sich selbst wieder «aufzufangen», und damit zu einem Gesundheitsfaktor für Leib und Seele, auf den man gerade heute nicht genug hinweisen kann!

G. Summermatter

Es wird wieder Kohle gebrannt ...

In alten Sagen und Märchen fehlen neben verzauberten Prinzen und Prinzessinnen auch der Köhler und sein Weib nicht, die im finstern Waldinnern hausen und in stiller Einsamkeit die uralte Kunst des Kohlebrennens ausüben. Köhlerleute sind immer hilfreiche und gute Menschen, vielleicht sind sie es, weil sie fernab von der Welt und bösen Menschen leben.

Das Kohlebrennen, das schon den Pfahlbauern bekannt war und das vor hundert Jahren in Blüte stand, wurde durch die Verdrängung der schwarzen Kohle durch ihre weisse Konkurrentin, die Elektrizität, beinahe in Vergessenheit gebracht. Noch um die Jahrhundertwende wurde in abgelegenen Bergtälern Kohle gebrannt und im Napfgebiet, wie in den Bergwäldern von Romoos kann man heute noch den sagehaften Köhler an der Arbeit sehen.

Ist das romantische Köhlerhandwerk zum Aussterben verurteilt? Es schien so. Doch haben ihm in letzten Stunde neue Lebensgewohnheiten frisches Leben eingehaucht. Vor allem sind es Ferienfreuden, Camping, Picnic, Gartengrill, Kaminfeuer, die plötzlich nach Kolzkohle rufen und den ohnehin schon wesentlichen Bedarf an hochwertiger Holzkohle für Industrie und Gewerbe, Haushalt und pharmazeutische Zwecke erhöhen, der auch in früherer Zeit nie durch die Inlandproduktion gedeckt werden konnte. Die landeseigene Herstellung von Holzkohle liegt indessen im Interesse der wirtschaftlichen Landesverteidigung.

In aller Stille hat nun vor kurzer Zeit die Forstverwaltung der ETH in ihrem Lehrwald in der Waldegg einen Kohlenmeiler errichtet. Er dient Studien- und Forschungszwecken, sowie der Ausbildung von einheimischen Köhlern unter Assistenz bewährter ausländischer Kohlebrenner, die mit ihrer Kunst von Jugend auf vertraut sind.

Zu einer an dem neuen Kohlenmeiler interessierten Partnerschaft hat sich dem forstwirtschaftlichen Institut der ETH als Produzent die Firma Jelmoli als Käufer des Produkts angeschlossen.

Wer nun in der Umgebung des Albisriederwaldes nach dem aus dem Waldinnern aufsteigenden Räuchlein fragt, erhält die Antwort «Die Köhler sind am Werk». Ungläubiges Staunen. Märchen haben keinen Raum in der Blütezeit realer Technik. Dennoch — wie der Phönix aus der Asche, steigt das uralte Köhlerhandwerk aus der Vergessenheit auf.

Die Romanze der «Schwarzen Kunst» an einem Sonnentag im Schatten des prachtvollen Waldes zu erleben, bleibt unvergesslich.

Wer sich mit dem vier Tage dauernden Aufbau eines Kohlenmeilers vertraut macht, der staunt ob der überlieferten Kunst, die dem etwa vier Meter hohen, ebenmässig runden Erdhügel zu Grunde liegt. Er staunt auch über das grosse Fassungsvermögen: 80—100 Ster Holz (Nadel- und Laubholz gemischt). In drei sich nach oben verjüngenden Stockwerken wird das Holz mit äusserstem Raffinement fast luftdicht aufgeschichtet und mit einem dichten Mantel abgeschlossen. Die Luftzufuhr erfordert äusserste Kenntnis und peinliche Ueberwachung, stündliche Kontrolle bei Tag und bei Nacht während des etwa 14tägigen Brandes durch fachkundiges Oeffnen und Schliessen der im Mantel angebrachten Luftlöcher. Zu viel Luftzutritt oder gar Wind sind Feinde des Kohlprozesses. Denn das Holz darf ja nicht verbrennen, nur glimmen. Mit andern Worten, das Holz muss durch hohe Temperatur in seine Bestandteile zerlegt werden, wobei der Kohlenstoff zurückbleibt, während andere Bestandteile entweichen. So kann aus einem Kilo Holz 1/4 Kilo Kohle gewonnen werden, d. h. ein Brand ergibt 8—10 Tonnen Holzkohle. Die ständige Ueberwachung des Meilers erfordert auch ständige Anwesenheit der Köhler, die abwechselnd in der nahen Hütte schlafen. An der Farbe des aus der Mitte aufsteigenden Räuchleins erkennt der Köhler das Stadium der Verkohlung, deren Vollendung am Einsacken des Meilers zu erkennen ist; dann wird die Glut erstickt, der Mantel vorsichtig aufgebrochen und die Holzkohle herausgezogen. Das Werk ist gelungen, wenn die ans Tageslicht hervorgeholte Holzkohle glänzenden Bruch und Silberklang aufweist und sogar die feinen Jahrringe des Holzes erkennen lässt. Es ist die ideale Holzkohle aus reinem Kohlenstoff, die den Vorzug hat, russ -und rauchlos zu brennen. Wir lieben, wir schätzen, wir brauchen sie. Sie gehört zur neu erwachten Liebe zur Natur.

Eine kleine Schar von Gästen, Vertreter der ETH wie der Firma Jelmoli, durfte dem feierlichen, einst von einem Gebet begleiteten Augenblick beiwohnen, da das Feuer von oben durch das Fülloch in das

Innere des Meilers versenkt wird. Bereits wurden zwei neue Meiler in Betrieb gesetzt.

Utokohle und Jelmolis raffinierter Grill haben in idealer Zusammenarbeit an jenem Tage ihre Feuerprobe bestanden. Das Resultat ihrer Zusammenarbeit bot Anlass zu einem Picnic angesichts des bereits im Innern still und unsichtbar glimmenden Weilers. Die knusprigen Würstchen schmeckten den Herren Professoren und Direktoren genau so gut wie den russgeschwärzten hiesigen und italienischen Köhlern. Und nun der federleichte, saubere Plastiksack mit dem schwarzen Inhalt und Jelmolis Wundergrill im Auto verstaut, dazu alle Köstlichkeiten, die sich grillieren lassen — es lockt das Camping am Seegestade, das Picnic im Walde oder auf Bergeshöh'.

H. Forrer-Stapfer

50 Jahre Krankenpflegeverband Zürich

Im Jahre 1908 wurde von der Initiantin für die Gründung der Schweizerischen Pflegerinnenschule in Zürich, von Fräulein Dr. Anna Heer auch die Sektion Zürich des Schweizerischen Krankenpflegeverbandes ins Leben gerufen. Es war dies ein fälliges und notwendiges Unternehmen, denn noch zu Beginn des Jahrhunderts lagen Ausbildung und Vermittlung des freien Krankenpflegepersonals sehr im Argen und letztere wurde zum Beispiel in Zürich durch ein Sanitätsgeschäft und den Portier des Kantonsspitals besorgt.

An der Spitze der Initianten für die Gründung eines eigenen Berufsverbandes stand neben Dr. Anna Heer der damalige Stadtarzt Dr. Krucker, und sehr bald erwies sich diese Organisation der Vermittlung, Aufsicht und Förderung des freien Pflegepersonals für dasselbe ebenso notwendig und segensreich wie für die hilfesuchende Bevölkerung.

Dieser Verband hat im Frühjahr in einer kleinen Feier an seiner Jahresversammlung auf seine fünfzigjährige Arbeit Rückschau gehalten wobei er dankbar feststellen durfte, dass seine Arbeit gesegnet und für weiteste Kreise fruchtbar gewesen ist. Nicht nur wurde eine leistungsfähige Organisation für die Vermittlung von gut ausgebildetem Pflegepersonal mit strengen Aufnahmebedingungen geschaffen, sondern auch ein Zentrum, von welchem aus die damals noch weitgehenden im Argen liegenden Arbeitsbedingungen und sozialen Interessen des freien Pflegepersonals verfochten und geschützt wurden. Wie jedes menschliche Unternehmen hat auch der Krankenpflegeverband Zürich bessere und schwierigere Zeiten erlebt — aber an seinem fünfzigsten Geburtstag durfte er doch feststellen, ohne Eigenlob, dass er gute und gesegnete Arbeit für das Wohl der Kranken und ihrer Familien hat leisten dürfen, nicht zuletzt dank guter Verbandsführung und der notwendigen Solidarität unter den Mitgliedern.

Unter der neuen Präsidentin, Frau Esther Schöni-Schüle, welche Herr Keller, der getreue Präsident ad interim vorstellen durfte, wird eine gut qualifizierte Persönlichkeit das Verbandssteuer für die neubegonnene zweite Jahrhunderthälfte lenken.

Der Bericht des Sekretariates und der Vermittlungsstelle erweist die ungeheure Nachfrage nach gut geschultem Pflegepersonal, die im Berichtsjahr nur zu einem Drittel befriedigt werden konnte! Krankenpflege ist also ein Beruf, in welchem Raum kaum je Arbeitslosigkeit zu riskieren ist! Da auch die materiellen Belange, Unterkunft, Arbeitszeit, Ferien, Altersfürsorge ständig verbessert werden, dürfen ruhig junge, gesunde Mädchen sich vermehrt diesem schönen Frauenberuf zuwenden.

In Zürich bestehen drei verschiedene Schwesternverbände, in welchen wichtige Berufsfragen gemeinsam besprochen wurden. Eine grosse Erschwerung zur Vermittlung von Privatpflegerinnen liegt in dem Ueberangebot an freien Stellen in Krankenhäusern mit vorbildlich geregelter Arbeitszeit, und heute meist idealen Wohnverhältnissen, bei sehr guter Bezahlung.

Für viele Schwestern bedeutet das stets gut besetzte Schwesternheim an der Asylstrasse eine Berufszentrum und wirkliches Heim unter der fürsorglichen Betreuung der Hausmutter Sr. Berta Koch. Neben seinen notwendigen und gut erfüllten Leistungen bringt dieses Heim natürlich auch grosse Ausgaben, die in vorsichtiger Art möglichst rationell in homöopathischen oder grösseren Dosen vorgenommen werden. Die Fürsorgestiftung des Verbandes, die seit dessen Gründung besteht, konnte auch dieses Jahr helfen und zwar 29 Mitgliedern mit 11 972 Franken. Für die freiwilligen, ihm auch häufig von dankbaren Patienten zugehenden Beiträge bestehen steht dankbarst quittierte Möglichkeiten, besonders bei alten Schwestern, für welche noch keine Altersicherungen vorgesehen worden sind.

Nach den geschäftlichen Traktanden zeichnete Sr. Anni von Segesser in einer ausführlichen und interessanten Rückschau Werden, Wachsen und Leistungen des Verbandes auf, der in den Anfangszeiten der freien Krankenpflege oft mühevolle Pionierarbeit zu leisten gehabt hat, nun aber, fünfzig Jahre alt, eine wichtige und einflussreiche Institution geworden ist.

Dass die von allen Schwestern hochverehrte, und auch für das gute Wachsen des Krankenpflegeverbandes Zürich sehr verdiente erste Oberin der Schweizerischen Pflegerinnenschule Zürich, Frau Oberin Ida Schneider, einige Tage nach ihrem neunzigsten Geburtstag an der schönen Tagung teilgenommen und sie durch eine ihrer gehaltvollen Ansprachen bereichert hat, das gab derselben eine besonders dankbare und freudige Note. Denn sie stand richtunggebend mit am Beginn des freien Schwesterntums in der Schweiz, das ja heute als starker, aus unserem sozialen Leben nicht mehr wegzudenkender Faktor vom Vertrauen unserer Bevölkerung getragen wird.

El. St.

Schnaps statt Tafelkirschen

Den Frühjahrsfrösten ist es vor allem zuzuschreiben, dass in diesem Jahr die Kirschenernte eher bescheiden ausfiel. In manchen Gebieten traten jedoch keine oder nur unbedeutende Frostschäden auf, so dass sich dort mindestens ein mittelmässiger Ertrag einstellte. Das günstige Juniwetter liess die gut behangenen Bäume über Erwarten gut gedeihen, so dass die Kirschenqualität in den bevorzugten Gebieten dann ausgezeichnet war. Manche Städter werden sich gefreut haben ob dieses Anblickes und hofften etwas von diesem Segen später auf dem Kirschenmarkt zu finden. — Sie haben meistens umsonst gewartet: Das Kirschenangebot auf dem Markt war und blieb bescheiden, die Qualität war eher mittelmässig und für das vorhandene Angebot mussten erst noch Liebhaberpreise bezahlt werden. Wer die gebietsweise gut behangenen Kirschenbäume gesehen hatte, musste sich wundern, wohin der Segen plötzlich verflüchtigt war. Des Rätsels Lösung ist diese:

Zufolge der gesamthaft geringeren Kirschenernte hatten die Schnapsbrennereien Mühe, ihren Rohstoffbedarf einzudecken. Die in Normaljahren anfallenden Minderqualitäten von unveredelten Kirschbäumen, aus Regengebieten, überlagerter Ware usw., fehlten fast ganz. Die Brennereien kauften daher jedes Quantum Kirschen, auch erstklassiger Qualität zusammen, um ihre Bottiche zu füllen. Der Bauer erhielt für seine Kirschen bei der Brennerei einen Franken und mehr je Kilo, während ihm der Früchtehändler zirka Fr. 1.20 pro Kilo offerieren konnte. Dabei werden die Brennkirschen mit Kämmen, also ohne Stiel, gepflückt und müssen nicht sortiert werden. Es war so viel rentabler, die Kirschen den Brennereien abzuliefern, statt sie erlesen auf den Markt zu bringen. Tausende von Kilogramm erstklassiger einheimischer Tafelkirschen sind dieses Jahr auf solche Weise in die Schnapsbrennereien statt auf den Tisch der Schweizer Hausfrauen gewandert! Wer ist schuld an dieser unwürdigen «Kirschenverwertung»? — Der Landwirt hat einmal mehr nur seinen finanziellen Vorteil wahrgenommen, wenn er den Brennereien lieber lieferte als den Konsumenten. Kann man ihm das übelnehmen? — Jedenfalls zeigt sich an diesem bedauerlichen Exempel erneut, dass mit unserer Landwirtschaftspolitik irgend etwas nicht in Ordnung ist.

Schweizerische Studiengruppe für Konsumentenfragen

Familienerholung – Familiensicherheit

Die Ferien sind immer noch im schönsten Gang. Kinder und Eltern leben wieder einmal miteinander, finden sich wieder zusammen. Sie sind vielleicht an einem Ferienort, in den Bergen, am See oder gar am fernen Meer. Der paradiesische, ungesorgte Zustand verwirklicht sich einmal im Jahr: ohne Pflichten, ohne Tätigkeit, ohne Erwerb, sich ganz einfach dem Dasein hinzugeben, sich aneinander und am Leben zu freuen, am Spiel und am Nichtstun. Im Zelt, im Ferienhaus helfen alle mit, damit sich auch die Mutter erholen und wirklich Ferien machen kann. Je mehr die Lebenshaltung herabgesetzt wird, um so grösser wird die Freiheit von dieser.

Zu Hause ist ja alles in Ordnung. Die Fensterläden sind geschlossen, oder es sieht jemand nach der Wohnung und begiesst die «Stöckli», damit sie schön weiter gedeihen, so wie die Familie am Erholungsort. Und zu Hause, im Küchenschrank, da befinden sich doch die Notvorräte, die freiwilligen Haushaltreserven. Oder nicht? Liebe Hausfrauen und Ferienmenschen, wir wollen hier nicht eure Ferienruhe trüben, doch bedenkt nur einen kleinen Augenblick, wie es wäre, wenn ihr plötzlich von einer Stunde auf die andere, mit Sack und Pack, per Auto oder Zug, infolge eines erneuten politischen oder gar militärischen Weltrutsches, euer Ferienparadies verlassen müsstet, auf verstopften Strassen, in überfüllten, vernächtigten Zügen euch heimfinden würdet, ohne einen Bissen Brot im Sack — der wurde ja längst unterwegs aufgezehrt — und ihr kämtet heim und hättet keine Handvoll Mehl, weder Reis, noch Oel, rein gar nichts im oder auf dem Schrank. Der nächste Morgen käme, ihr ginget schon um 7 Uhr zum Laden. Doch, welch trübe Ueberraschung: eine Ankündigung hinge dort hinter den Scheiben: Für sämtliche zu rationierenden Lebensmittel ist der Bezug durch bundesrätliche Verordnung für zwei Monate gesperrt. Und ihr kehrtet heim, mit leerer Tasche, wie jene törichten Jungfrauen, und Mann und Kinder überschütteten euch mit Hohn und Vorwurf! Ja, so könnte es gehen, wenn ihr nicht vorgesorgt hättet vor eurem Aufbruch in die Ferien. Doch das habt ihr gewiss getan.

Schön ist die Familienerholung. Doch sie wird erst durch das Bewusstsein vollkommen, dass auch zu Hause durch vernünftige Vorratshaltung die Ernährung der Famille für den Katastrophenfall gesichert ist.

-pl

Interessante Vorträge an der

Schweizerischen Gartenbau-Ausstellung Zürich

25. April bis 11. Oktober

Samstag, 22. August: Der Champignon und seine Verwendung in der Küche. Eine Veranstaltung der Firma Hauser AG, Champignonkulturen Gossau; — Vortrag mit Kochdemonstration.

Montag, 24. August, 20 Uhr: Plastik im Grünraum. Vortrag mit Lichtbildern von Dr. Willy Rotzler, Konservator am Kunstgewerbemuseum Zürich.

Dienstag, 25. August, 14—16 Uhr: Fachschul-Demonstration. Gewerbeschule Zürich, Floristen 3. Lehrjahr. Lehrerin: Frau F. Kellenberger. Thema: Brautschmuck von heute. (Die Rosen werden von der Firma H. Hänni, Dietlikon zur Verfügung gestellt.)

Mittwoch, 26. August, 11—12 Uhr: Gemüseproduzenten zeigen neuzeitliche Gerichte (mit Degustation).

Radiosendungen

Montag, 24. August: 14.00: Notiers und probiers: Möbelstoffe und was der Fachmann dazu sagt. — Das prämiierte Rezept. — Ein grosser Briefkasten. — Dienstag: 14.00: Kleine Eheschule: Das erste Kind — ein Prüfstein. Betrachtungen von Dr. med. Joachim Bodamer. — Mittwoch: 14.00: Mütterstunde: Tagebuch, stummer, verschwiegener Freund ... — Donnerstag: 14.00: Als der Grossvater die Grossmutter nahm ... Hörbild von Annemarie Czettritz. — Freitag: 14.00: 1. Die Frau in Israel. 2. Blick in Zeitschriften und Bücher.

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65

Ferienabwesend bis zum 23. August. Bis zu diesem Datum alle Anfragen, Mitteilungs- und Manuskriptsendungen an die Administration «Schweizer Frauenblatt», Postfach 210, Tel. (052) 2 22 52, Winterthur.

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Kolb's Super Blendin 3fach
das beste Waschmittel für Automaten
SEIFENFABRIK KOLB ZURICH 5

Die Vorsteherin

eines alkoholfreien Restaurants oder Hotels bedarf für ihre vielseitige Aufgabe einer gründlichen Ausbildung durch die

Vorsteherinnenschule

Praktischer und theoretischer Lehrgang von zwei Jahren. Kein Schulgeld. Frei. Kost und Logis und Vergütung für Mithilfe im Betrieb. Diplom. Stellen in der ganzen Schweiz.

Auskünfte und Prospekte durch das Hauptbüro
Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften
Dreikönigstrasse 35, Zürich 2

obi + Schlör
APFELSAFT-
FÜR QUALITÄT DIE MEISTERSCHAft

...herrlich das neue Maruba Lanolin Schaumbad!

MARUBA hat für alle, die eine trockene und spröde Haut haben, eine Ueberraschung: das neue MARUBA-Schaumbad «Ardisia» mit Lanolin Spezial. Sie werden begeistert sein, denn das Maruba Lanolin Schaumbad ist eine vollständige Schönheitsbehandlung, welche die Haut nährt, geschmeidig macht und köstlich parfümiert.

Neu: Maruba Schaumbad Ardisia mit Lanolin Spezial

NEU: Für trockene Haut: MARUBA Ardisia, Flc. zu Fr. —.85 (für 2 Bäder); Fr. 4.05; Fr. 7.45; Fr. 16.50; Fr. 28.90 (ca. 120 Bäder) + Lux.

90 % aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

Der Favorit durstiger Kehlen heißt ABRICO

ABRICO, das Tafelgetränk mit Aprikosenfruchtsaft für den exquisiten Gaumen. Welch ein Duft liegt in der Luft bei jedem Glase ABRICO! Seien Sie wählerisch, genießen Sie das Beste und löschen Sie Ihren Durst mit ABRICO, dem sonnigen, vollmundigen Tafelgetränk mit dem Fruchtsaft vollreifer Aprikosen. Sie erkennen das echte ABRICO an der ovalen Etikette. Erhältlich in guten Restaurants und Tea-Rooms.

Liebe Leserin!

Denken Sie beim Schenken an das verbilligte

Geschenkabonnement

(nur für Abonnentinnen) zu Fr. 11.50 anstatt 14.80.

Administration Schweizer Frauenblatt, Winterthur

Betty Knobel: «Zwischen den Welten»

Ein schweizerischer Familienroman

Zu beziehen in allen Buchhandlungen und beim Verlag «Schweizer Frauenblatt», Technikumstr. 83, Winterthur, Tel. (052) 2 22 52

VELSASKIN

verleiht eine seidenweiche, jugendfrische Haut — verhütet Runzeln, bräunt gleichmässig und ist herrlich als Massageöl. Erfolg garantiert.

Erhältlich bei Laboratorium VELSASKIN, V. Hesseling, Postfach 315, Basel 2. Preis Fr. 4.25. Porto und Verpackung inbegriffen.

Spontanes Lob

erntet KORNI, das hauchdünne norwegische Knäckebrot. Hier einige Aeusserungen. Ein Arzt: «Ich habe einen Versuch damit gemacht und es ausgezeichnet gefunden.» Ein Redaktor: «KORNI ist wirklich vorzüglich, eine Klasse für sich.» Eine Gemeindeschwester: «KORNI ist etwas vom Besten.» Eine Gymnastin: «Mit Petit-Suisse und etwas Honig bestrichen — ich glaube, etwas Besseres gibt es nicht mehr.»

KORNI FLATBROD

350 g (zirka 95 Scheiben) Fr. 1.70 m. R. In Reformhäusern und -abteilungen. Vertrieb: A. Müller, L.-Ragaz-Weg 18, Zürich 55.

Berücksichtigen Sie die Inserenten des «Schweizer Frauenblattes».

Hiltl's «Vegi»

Seit 60 Jahren ein Begriff

«Indische Spezialitäten»

Vegetarisches Restaurant
Tea-room Zürich
Sihlstrasse 26/28

Inserate bitte frühzeitig aufgeben

Jetzt erhalten Sie sogar 6 Reisemarken für 4 gefüllte Sparkarten

„MERKUR"

Kaffee-Spezial-Geschäft